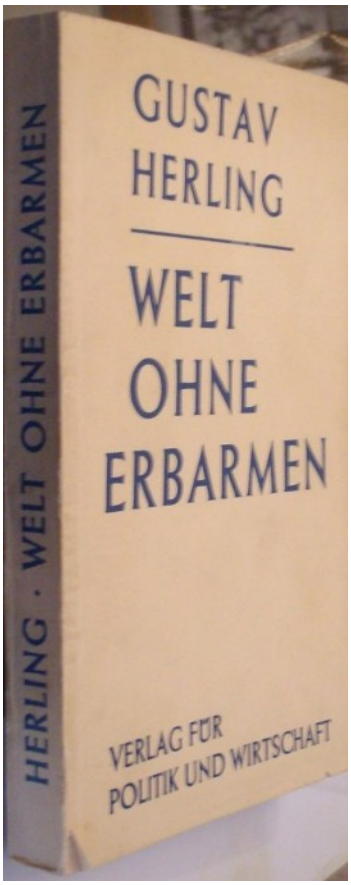
Gustav Herling

Welt ohne Erbarmen

Erlebnisse in russischen Gefängnissen und Arbeitslagern



Lagerbericht (Gulagbuch) 1951

Gustaw Herling-Grudziński (neue Schreibweise)

de: Verlag für Politik und Wirtschaft, 1953.
de: Rote Weissbücher 9, Köln 1953.

pl: Inny Swiat (Andere Welt)
en: A World Apart (Eine Welt abseits, für sich, daneben, parallel)

detopia.de/H/Herling-Gustaw

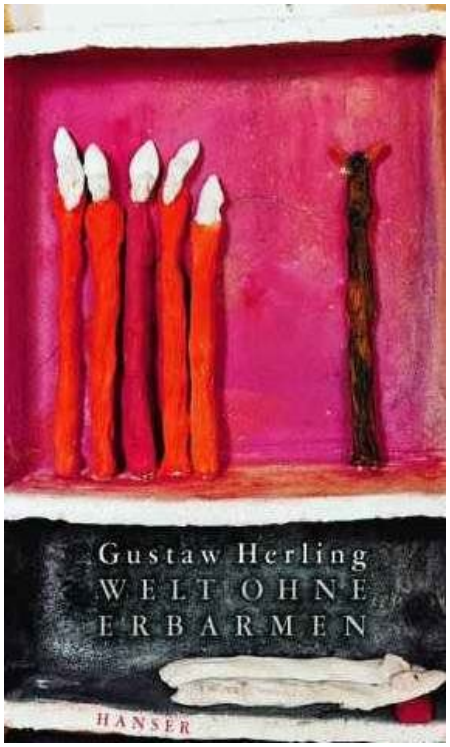
detopia.de/H/Herling-Gustaw/1953-Welt-ohne-Erbarmen/s007-Vorwort.htm

"Es gibt zwei Autoren, mit deren Bücher ich – bei allen Unterschieden – meines vergleichen würde: Solschenizyn und Schalamow. Ich finde, Solschenizyn hat mit seinem <Archipel GULAG> eine Art Enzyklopädie der sowjetischen Arbeitslager geschrieben. Er ist zweifellos ein begabter Schriftsteller und ich schätze ihn sehr. Doch noch höher schätze ich Schalamow und dessen <Geschichten aus Kolyma>. Für mich ist er der größte Schriftsteller des ganzen <KZ-Universums>. Als Autor von <Welt ohne Erbarmen> ziehe ich vor ihm den Hut." (Gustaw Herling, ca. 1995)

Die in diesem Buch geschilderten Ereignisse sind ebensowenig erfunden wie die darin vorkommenden Personen. Aus Gründen der Vorsicht sind hier jedoch die Namen einiger Gefangener verändert worden. - Es drängt mich, allen zu danken, die es mir ermöglicht haben, dieses Buch zu schreiben, vor allem Frau Lydia Ciolkosz und Dr. Witold Czerwinski.

Ebenfalls gilt mein Dank General Fitzroy Maclean, der mir freundlicherweise gestattete, im Anhang einige Sätze aus einem Brief von ihm zu zitieren. - G. H.

Index:



2000 bei Hanser
Vollständig revidiert nach dem polnischem Original
335 Seiten.

2004 bei dtv, 335 Seiten

1953 bei Verlag für Politik und Wirtschaft, Köln

Untertitel bei dnb.de:
Erlebnisse in russischen Gefängnissen u. Arbeitslagern
Schreibweise Autor: Gustav Herling
Englisch-deutsch von Hansjürgen Wille
Seiten: 276

Inhalt

Vorwort (7)

1. Teil

1. Witebsk – Leningrad – Wologda (11)

2. Nächtliche Jagd (30)

3. Arbeit (41)
    1. Ein Tag wir jeder andere (41)
    2. Den Wölfen zum Fraß hingeworfen (53)
    3. "Stalins Mörder" (59)
4. Drei Kameraden (64)
5. Der Eisbrecher (73)
6. Das Haus ded Wiedersehens (94)
7. Auferstehung (104)
8. Der Ruhetag (119)

2. Teil

9. Hunger (139)
10. Wenn die Nacht anbricht (151)
11. "Das Totenhaus"
12. "Die Heimatfront im Kriege für das Vaterland" (182)
    1. Eine Partie Schach (182)
    2. Heumachen (191)
13. Märtyrer des Glaubens (199)
14. Die "Leichenhalle" (219)
15. Im Ural, 1942 (236)

Epilog: Der Fall von Paris (252)

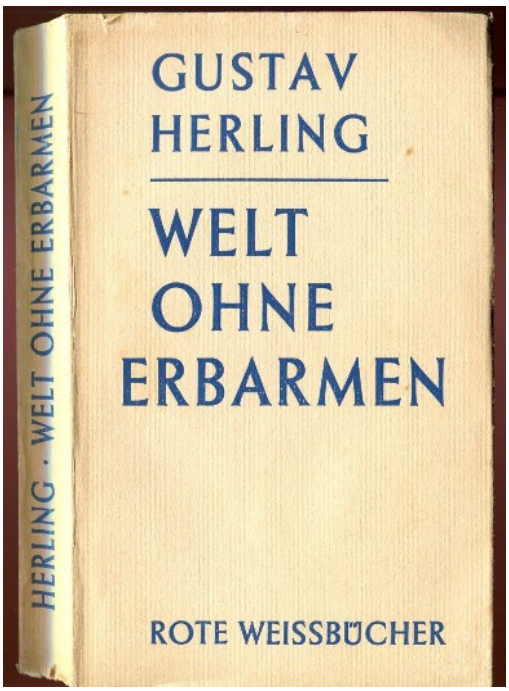
Anhang (259)
    1. Nachtrag zu den Moskauer Prozesen (259)
    2. Zwei Briefwechsel (mit Stachonow und Trainin) (263)

(13) Anmerkungen (275-276)

Vorwort 1951

von Bertrand Russell

Unter den vielen Büchern über die Erlebnisse in russischen Gefängnissen und Arbeitslagern, die ich gelesen habe, ist Gustav Herlings <Welt ohne Erbarmen> das eindrucksvollste und bestgeschriebene.



Herling besitzt in hohem Maß die Gabe ungeschminkter und farbig-lebendiger Schilderung. Seine Wahrhaftigkeit steht außerdem völlig außer Frage.

In den Jahren 1940-1942 war er zuerst im Gefängnis und dann in einem Zwangsarbeitslager in der Nähe von Archangelsk. Der Hauptteil seines Buches berichtet von dem, was er in jenem Lager gesehen und gelitten hat.

Im Anhang des Buches sind Briefe von bekannten Kommunisten veröffentlicht, in denen behauptet wird, daß derartige Lager überhaupt nicht existieren.

Die Schreiber dieser Briefe ebenso wie alle die **Rußlandfahrer**, die den dortigen Sirenengesängen glauben, sind gleichermaßen verantwortlich für die fast unvorstellbare Grausamkeit, mit der Millionen hilfloser Menschen, Männer und Frauen, durch harte Arbeit und Hunger in der arktischen Kälte langsam zu Tode gequält werden.

Nur Menschen, denen jede Menschlichkeit fremd ist, können die Wahrheit solcher Bücher, wie dieses von Gustav Herling, leugnen, denn, hätten sie irgendeine Menschlichkeit, würden sie die darin geschilderten Tatsachen nicht einfach abtun, sondern sich die Mühe machen, ihnen nachzugehen.

Kommunisten ebenso wie Nazis **haben den schmerzlichen Beweis erbracht, daß der Trieb, andere zu quälen, in sehr vielen Menschen schlummert** und nur auf eine Gelegenheit wartet, um sich in seiner nackten Grausamkeit zu offenbaren.

Aber ich glaube nicht, daß das Böse durch blinden Haß gegen jene, die es verüben, ausgerottet werden kann. Wir würden damit nur genau so werden wie sie. Obgleich das

gewiß nicht leicht ist, sollte man, wenn man ein Buch wie dieses liest, versuchen, die Umstände zu verstehen, die Menschen in Teufel verwandelt haben, und zu begreifen, daß blinder Zorn ein schlechter Ratgeber ist, wenn man all dieses Entsetzliche verhindern will.

Ich will nicht sagen, daß Verstehen Verzeihen ist; es ist da vieles, das ich für mein Teil nicht verzeihen kann. Aber nach meiner Meinung ist Verstehen unbedingt notwendig, wenn verhindert werden soll, daß Schrecken dieser Art sich über die ganze Welt verbreiten.

Ich hoffe, Herlings Buch wird viele Leser finden und in allen, die es lesen, nicht **sinnlose Rachsucht** wecken, sondern ein tiefes Mitgefühl für die jämmerlichen Verbrecher ebenso wie für ihre Opfer. Man möge die Ursachen der Grausamkeit in der durch schlechte soziale Systeme entstellten menschlichen Natur erkennen und aus dieser Erkenntnis alles daran setzen, diese Ursachen zu beseitigen.

Aber von dem allem abgesehen, ist dies ein ungewöhnlich fesselndes und psychologisch interessantes Buch, dessen Lektüre jeden Leser bereichern wird.

8

Bertrand Russell O. M.

O. M. = britischer Orden = wikipedia Order of Merit

detopia-2017:
Die Titelangabe wohl, weil man ihn in Deutschland noch nicht kannte.

1. Teil

1. Kapitel: Witebsk – Leningrad – Wologda

11

Der Sommer 1940 war schon nahezu vorüber, und ich war noch immer in Witebsk. Jeden Nachmittag schien die Sonne eine Weile auf die Pflastersteine des Gefängnishofes, später ging sie dann hinter der roten Mauer des benachbarten Häuserblocks unter.

In der Zelle vernahmen wir die vertrauten Geräusche, die vom Hof zu uns heraufdrangen: die schweren Schritte der Gefangenen, die zum Badehaus geführt wurden, dazu russische Kommandoworte und das Rasseln von Schlüsseln.

Der Wächter im Flur sang leise vor sich hin; hin und wieder legte er die Zeitung fort und ging gemächlich zu dem kleinen runden Fenster in der Zellentür. Wie auf ein Zeichen wandten sich dann zweihundert Augenpaare von der Decke, auf die sie immer müde starrten, dem Guckloch zu. Ein drohendes Auge blickte in die Zelle, sah vom einen zum anderen und verschwand; gleich darauf fiel die Blechklappe, die auf der anderen Seite das Glas verdeckte, wieder herunter…. Klopfte es dreimal an die Tür, so bedeutete das: "Fertigmachen zum Abendessen".

Halbnackt erhoben wir uns dann von dem Zementfußboden – mit diesem Klopfen war unser Nachmittagsschlaf beendet. Während wir mit den Tonschüsseln in den Händen auf den wäßrigen Brei warteten, der unser Abendbrot darstellte, benutzten wir die Zeit, um uns von dem flüssigen Brei, der unser Mittagessen gewesen war, zu befreien.

Wenn man mich fragen würde, was wir sonst noch in den Sowjetgefängnissen taten, wüßte ich dem eben Berichteten kaum etwas Wesentliches hinzuzufügen. Am Morgen wurden wir durch ein Klopfen an der Tür geweckt. Kurz darauf wurden unser Frühstück – ein Kübel Wasserkohlsuppe – und ein Korb mit unserer täglichen Brotration in die Zelle gebracht. Bis zum Mittagessen kauten wir an unserem Brot und unterhielten uns lebhaft dabei.

Die Katholiken scharten sich um einen asketischen Priester, die Juden um einen Armeerabbiner, der Fischaugen und einen völlig ausgemergelten Körper hatte. Die Männer aus dem Volk erzählten sich ihre Träume und sprachen voll Heimweh von

ihrer Vergangenheit. Die Intellektuellen stöberten in der Zelle nach Zigarettenstummeln, aus denen sie sich eine Zigarette drehen konnten, die sie dann gemeinsam rauchten. Wenn es zweimal an die Tür klopfte, verstummten die Gespräche, und die Gruppen

der Gefangenen trotteten hinter ihren "geistigen Häuptern" her, hinaus in den Flur und versammelten sich um den Suppenkübel. Aber eines Tages kam ein schwarzhaariger Jude aus Grodno in unsere Zelle, der bitterlich weinend verkündete, daß Paris gefallen sei. Von dem Augenblick an hatte das patriotische Geflüster und politische Diskutieren auf den Strohsäcken ein Ende.

Gegen Abend wurde die Luft etwas kühler, wattige Wolken segelten am Himmel, und die ersten Sterne schimmerten schüchtern auf. Einen kurzen Augenblick stand die rostfarbene Mauer unserem Zellenfenster gegenüber wie in glühenden Flammen, die dann gleich wieder erloschen, wenn die Sonne untergegangen war. Die Nacht brach an, und mit ihr kamen Erquickung für unsere Lungen und die ausgedörrten Lippen und lindernde Ruhe für unsere Augen.

Kurz vorm Abendappell ging das elektrische Licht in unserer Zelle an, und die jähe Helle drinnen ließ den Himmel draußen noch dunkler erscheinen. Doch da tasteten schon die Scheinwerfer von den Wachtürmen suchend den Hof ab und verscheuchten die Dunkelheit.

Ehe Paris gefallen war, kam jeden Abend um diese Zeit eine hochgewachsene Frau mit einem Schal um Kopf und Schultern das kleine Stück der Straße, das wir von unserem Zellenfenster aus sehen konnten, hinuntergewandert. Unter der Laterne jenseits der Gefängnismauer blieb sie stehen und zündete sich eine Zigarette an, und mehrere Male geschah es, daß sie dann das Streichholz wie eine kleine brennende Fackel in die Höhe hob und eine kurze Weile in dieser seltsamen Haltung verharrte.

Wir deuteten uns das als ein für uns bestimmtes Zeichen der Hoffnung. Nach dem Fall von Paris sahen wir sie zwei Monate nicht mehr. Erst an einem Abend Ende August riß uns der Hall ihrer schnellen Schritte auf der kleinen Straße aus unseren Träumen. Wie in den Monaten vorher blieb sie unter der Laterne stehen, aber nachdem sie sich ihre Zigarette angezündet hatte, löschte sie das Streichholz aus, indem sie die Hand hin und her bewegte, so wie es die Kolben einer Lokomotive tun. Wir waren uns alle darüber einig, das sollte heißen, daß wir bald, vielleicht noch in der gleichen Nacht, verlegt werden würden; dennoch, man hatte es nicht eilig damit, wir blieben noch zwei weitere Monate in Witebsk.

Die Voruntersuchung meines Falles und die Verhöre waren schon vor vielen Monaten im Gefängnis in Grodno abgeschlossen worden. Ich bin bei diesen Verhören kein Held gewesen, und ich bewundere noch heute jene meiner Mitgefangenen, die den Mut hatten, die Vernehmenden zu verfänglichen dialektischen Auseinandersetzungen zu zwingen.

Meine Antworten waren kurz und bündig, und erst, wenn ich wieder draußen im Korridor war und man mich in meine Zelle zurückbrachte, fielen mir die glorreichen Sätze aus dem Katechismus des polnischen politischen Märtyrertums ein, und ich berauschte mich an ihnen.

Während der Verhöre aber hatte ich nur das Verlangen nach Schlaf. Physisch kann ich zweierlei nicht vertragen, einen leeren Magen und eine volle Blase. Beides quälte mich, wenn ich, mitten in der Nacht aus dem Schlaf gerissen, auf einem harten Stuhl dem mich verhörenden Offizier gegenüber Platz nehmen mußte, wobei mir ein übergrelles Licht in die Augen schien.

Man warf mir anfangs zwei Dinge vor: einmal, daß ich lederne Schaftstiefel trug, was bewies, daß ich Major der polnischen Armee war.

(Meine jüngere Schwester hatte sie mir geschenkt, als ich nach Polens Niederlage und seiner Aufteilung zwischen Rußland und Deutschland im September 1939 auswandern wollte. Ich war damals 20 Jahre alt, und der Krieg hatte mein Studium unterbrochen.)

Zum anderen, da mein Name in russischen Buchstaben sich als "Gerling" las, ich ein Verwandter eines sehr bekannten Feldmarschalls der deutschen Luftwaffe sei. Die Anklage lautete also: "Polnischer Offizier, im Solde einer Feindmacht".

Glücklicherweise konnte ich den Vernehmenden schließlich doch überzeugen, daß diese Anschuldigungen völlig unbegründet waren. Trotzdem blieb noch die eine unbestreitbare Tatsache bestehen, daß ich bei meiner Verhaftung gerade die russisch-litauische Grenze hatte überschreiten wollen.

"Darf ich fragen, warum Sie das versucht haben?" — "Ich wollte gegen Deutschland kämpfen." – "Aber Sie wissen doch, daß Rußland einen Freundschaftspakt mit Deutschland unterzeichnet hat?" – "Ja. Ich weiß jedoch ebenfalls, daß Rußland weder England noch Frankreich den Krieg erklärt hat." – "Das spielt hier gar keine Rolle." – "Und wessen klagen Sie mich nun an?" – "Des Versuchs, die russisch-litauische Grenze zu überschreiten, um gegen die Sowjetunion zu kämpfen." – "Könnten Sie nicht an Stelle *gegen die Sowjetunion* gegen Deutschland sagen?"

Ein Schlag ins Gesicht brachte mich wieder zur Raison.

"Das kommt im übrigen auf dasselbe hinaus", tröstete mich der Richter, als ich das Schuldbekenntnis, das er mir vorgelegt hatte, unterschrieb.

13/14

Erst Ende Oktober, nachdem ich schon **fünf Monate in Witebsk** im Gefängnis gesessen hatte, wurde ich zusammen mit Fünfzig von den **Zweihundert in meiner Zelle** zur **Urteilsverkündung** herausgerufen.

Ohne eine Spur der Erregung betrat ich das Büro. Nachdem man mir das auf fünf Jahre Haft lautende Urteil verlesen hatte, führte man mich in eine andere Zelle im Seitenflügel des Witebsker Gefängnisses, wo ich bis zum Abtransport bleiben sollte. Dort kam ich zum erstenmal mit russischen Gefangenen in Berührung.

In der Zelle lagen mehrere Jungen im Alter von vierzehn bis sechzehn Jahren auf ihren Holzpritschen, und nahe beim Fenster, durch das ich einen Fetzen des bleigrauen Himmels sehen konnte, saß ein kleiner Mann mit roten Augen und einer Hakennase, der stumm an einem Stück hartem, dunklen Brot kaute. Seit mehreren Tagen schon regnete es. Ströme von schmutzigem Wasser ergossen sich aus der Dachrinne auf das Netz, das die untere Hälfte der Gitterstäbe an unserem Fenster bedeckte.

Jugendliche Verbrecher, wie diese Jungen in unserer Zelle, sind **die Plage der Sowjetgefängnisse**, aber fast nie begegnet man ihnen in Arbeitslagern.

Krankhaft erregt, fingern sie unablässig an den Pritschen der anderen und ebenso in ihren eigenen Hosen herum. Nur diesen beiden Beschäftigungen frönt ihre Leidenschaft: dem Diebstahl und der Selbstbefleckung. Fast alle von ihnen sind entweder Waisen oder wissen nicht, wo ihre Eltern leben.

Im weiten Bereich des russischen Polizeistaates gelingt es ihnen erstaunlich leicht, das typische Leben der "**Besprisornijs**" (der "Heimatlosen") zu führen.

Sie springen auf Güterzüge und gelangen so von Stadt zu Stadt, von Ort zu Ort. Sie leben nur vom Diebstahl und dem Verkauf der Waren aus Staatsläden, und sehr oft stehlen sie das wieder, was sie eben verkauft haben, indem sie den harmlosen Käufer mit der Drohung erpressen, ihn anzuzeigen. Sie nächtigen in Bahnhöfen, in städtischen Parkanlagen, in Straßenbahndepots. Meist besteht ihr ganzer Besitz aus einem kleinen Bündel, das mit einem Lederriemen verschnürt ist.

Erst viel später ist mir klar geworden, daß die Besprisornijs eine sehr gefährliche, halblegale Gruppe bilden, die nach dem Muster der Freimaurerlogen aufgebaut ist und nur von der noch mächtigeren Organisation der "Urkas", der kriminellen Gefangenen, übertroffen wird.

Der schwarze Markt in Rußland lebt von diesen Burschen, die immer und überall anzutreffen sind, die den "Spectorgs" (den Spezialgeschäften für die Elite der Sowjetbürokratie) schwer zu schaffen machen und sich in die Korn- und Kohlenlager einschleichen.

Die Sowjetregierung drückt ihnen gegenüber ein Auge zu. Für sie sind die Besprisornijs die einzigen echten Proletarier, die frei von jeder gegenrevolutionären Sünde sind und sich wie irgendein Rohmaterial in jede gewünschte Form umpressen lassen.

14/15

Diese Nichtsnutze betrachten das Gefängnis als eine Art Ferienlager. Die Strafe, die sie dort verbüßen müssen, ist für sie gleichsam eine Erholung von den Mühen ihres Lebens außerhalb der Gefängnismauern. Hin und wieder kam ein "**Wospitatel**" (ein Erziehungsoffizier) mit engelsgleichem Gesicht, flachsblondem Haar und blauen Augen in unsere Zelle und zitierte die Jungen mit einer Stimme, die wie das sanfte Flüstern eines Beichtvaters klang, zu einer "Stunde". "Kommt, Kinder, kommt, wir wollen mal ein bißchen lernen."

Wenn die "Kinder" aus dem Unterricht zurückkamen, tat es unseren Ohren weh, hören zu müssen, wie sie mit den Standardphrasen der sowjetischen politischen Propaganda um sich warfen. Aus ihrer Ecke heraus beschimpften sie uns dauernd als "Trotzkisten", "Nationalisten" oder "Konterrevolutionäre", und dann versicherten sie, "Genosse Stalin habe gut daran getan, uns einzusperren" oder "die Sowjetmacht werde bald die ganze Welt erobern".

Und dies alles wiederholten sie immer von neuem mit der sadistischen Grausamkeit, die für diese heimatlose Jugend so typisch ist. Später begegnete ich in einem Arbeitslager einem achtzehn Jahre alten Jungen, der zum Leiter der örtlichen "Kulturno-Wospitatelnaja Tschast" (Kultur- und Erziehungsabteilung) gemacht worden war, nur weil er einmal als "Besprisornij" an einem solchen Kursus im Gefängnis teilgenommen hatte.

Mein Nachbar, der unter dem Fenster saß, musterte mich den ganzen Tag mißtrauisch, während er ununterbrochen trockene Brotkrusten kaute, die er in einem großen Sack aufbewahrte. Dieser Sack lag auf seiner Pritsche und diente ihm gleichzeitig als Kopfkissen. Er war der einzige Mann in der Zelle, mit dem ich

gern ein paar Worte gesprochen hätte. So oft trifft man in sowjetischen Gefängnissen Menschen, in deren Gesichtern sich alle Tragik des Lebens spiegelt.

Der schmale Mund dieses Juden, seine Hakennase, seine Augen, die immer tränten, als wären sie vom Staub entzündet, die leisen Seufzer und die krallenartigen Finger, die in dem Sack wühlten, all dies konnte viel oder wenig sagen. Am deutlichsten sehe ich ihn noch vor mir, wie er auf unserem täglichen Weg zur Latrine sich mit kleinen trippelnden Schritten vorwärts bewegte. Wenn dann die Reihe an ihm war, stand er ungeschickt über dem Loch, ließ seine Hosen herunter, hob sorgfältig sein langes Hemd hoch und drückte heftig, wobei er von der Anstrengung ganz rot wurde. Er war immer der letzte, der aus der Latrine herausgejagt wurde, und während wir durch den Flur gingen, knöpfte er sich seine Hosen wieder zu und hüpfte

dann stets wie ein Vogel zur Seite, um den Püffen des Wächters zu entgehen. In der Zelle legte er sich sofort wieder auf seine Pritsche, atmete schwer, und sein altes Gesicht sah dann wie eine getrocknete Feige aus.

"Pole?" fragte er mich eines Abends. Ich nickte. – "Wenn ich nur wüßte, ob mein Sohn bei der russischen Armee in Polen ist!" – "Ja, wer soll einem das sagen können", gab ich zur Antwort. "Warum sind Sie hier?" – "Das ist ganz nebensächlich. Ich kann im Gefängnis verkommen, aber mein Sohn ist Hauptmann der Luftwaffe."

Nach dem Abendappell, als wir nebeneinander lagen, erzählte er mir flüsternd, um nur ja nicht die "Besprisornijs" zu wecken, seine Geschichte.

Viele Jahre hindurch war er Schuhmacher in Witebsk gewesen. Er erinnerte sich noch genau an die Revolution von 1917 und an all das, was ihm seit damals geschehen war. Man hatte ihn zu fünf Jahren Gefängnis verurteilt, weil er in der Schuhmacherinnung dagegen protestiert hatte, daß man neue Schuhe mit Abfalleder besohlte.

"Das war natürlich nur ein Vorwand", sagte er immer wieder, "aber Sie wissen ja, die Menschen sind immer mißgünstig. Ich habe meinem Sohn eine gute Ausbildung ermöglicht. Ich habe ihn Offizier werden lassen. Wie könnte man erwarten, daß sie es gern sähen, daß so ein alter Jude wie ich einen Sohn als Offizier bei der Luftwaffe hat. Aber er wird ein Gnadengesuch für mich einreichen, und man wird mich, ehe meine Zeit um ist, entlassen. Im übrigen aber — ist es nicht wirklich unerhört, solch schlechtes Zeug für neue Sohlen zu nehmen?"

Er richtete sich ein wenig auf seiner Pritsche hoch, um sich zu vergewissern, ob die Besprisornijs auch schliefen, riß dann das Futter an seinem Jackenärmel auf und zog aus der Watteeinlage ein ganz verknittertes Foto heraus, auf dem ein junger Mann mit intelligentem Gesicht und Hakennase in der Uniform der Roten Luftwaffe zu sehen war.

Wenige Minuten danach kletterte einer der Besprisornijs von seiner Pritsche herunter, erleichterte sich über dem Kübel an der Tür und klopfte dann an das kleine Fenster. Vom Flur hörte man das Klirren von Schlüsseln, ein langes, lautes Gähnen und dann das laute Klappern genagelter Schuhe auf dem Steinpflaster. "Was willst du?" fragte eine schläfrige Stimme durch das Fenster. "Geben Sie mir einen Zigarettenstummel, Genosse Aufseher." "Du solltest lieber an der Milchflasche saugen, du Ferkel!" kam es brummend zurück, und dann verschwand der Wächter wieder.

16/17

Der Junge stellte sich auf die Zehenspitzen, wobei er sich mit beiden Händen an der Tür festhielt und rief laut: "Ich hab Ihnen noch was zu sagen!" – Darauf wurde der Schlüssel zweimal im Loch herumgedreht und die Zellentür halb geöffnet. Ein junger Aufseher, die Mütze schief auf dem Kopf, trat herein. "Was denn?" "Nicht hier... draußen im Flur."

Mit lautem Quietschen öffnete sich die Tür nun ganz, und der Junge schlüpfte unter dem Arm des Wächters hinaus. Nach kurzer Zeit kehrte er, eine Zigarre rauchend, in die Zelle zurück. Gierig inhalierte er den Rauch, sah ängstlich zu uns herüber und duckte sich in seine Ecke wie ein junger Hund, der Angst vor Schlägen hat. Etwa eine Viertelstunde später wurde die Tür wieder aufgerissen und der Aufseher betrat abermals die Zelle, wobei er laut brüllte: "Aufstehen! Stubenältester! Untersuchung!"

Der Stubenälteste begann bei den Besprisornijs mit der Untersuchung, während der Aufseher die beiden Reihen der übrigen Gefangenen, die mit den Rücken zu den Pritschen, die Hände an der Hosennaht, einander gegenüberstanden, nicht aus den Augen ließ. Die geübten Hände fuhren flink durch die Strohsäcke der Jungen, durchsuchten dann meine Pritsche und wühlten schließlich in dem Sack des alten Juden. Ich hörte das Knistern von Papier und gleich darauf:

"Was ist das? Dollars?" – "Nein, das ist eine Fotografie meines Sohnes, Natan Abramewitsch Zygfeld, Hauptmann der Roten Luftwaffe." – "Warum bist du hier?" – "Industriesabotage." – "Ein Saboteur der Sowjetindustrie hat nicht das Recht, das Foto eines sowjetischen Offiziers in seiner Zelle zu haben." – "Aber es ist mein Sohn…" – "Schweig! Im Gefängnis gibt es keine Söhne."

Als ich wenige Tage danach die Zelle verließ, weil ich einem Transport zugeteilt war, hockte der alte Schuster immer noch auf seiner Pritsche wie ein Papagei auf seiner Käfigstange, wobei er seine alten Brotkrumen kaute und monoton immer wieder die gleichen Worte murmelte.

Es war schon spät, als wir zum Bahnhof marschierten, und die Stadt war um diese Zeit fast menschenleer. Die regenfeuchten Straßen glänzten im dämmrigen Abendlicht. Die Luft war schwül und feucht, und man konnte kaum atmen. Die Dana, die bedenklich angestiegen war, floß tosend unter den schwankenden Brettern der Holzbrücke dahin.

17/18

Als wir durch die kleinen Nebenstraßen kamen, war es mir, ohne daß ich sagen könnte warum, als ob man in jedem Hause uns durch die Spalten in den Holzläden beobachtete. In der Hauptstraße war mehr Verkehr, aber die Leute gingen hier schweigend an uns vorüber, ohne uns eines Blickes zu würdigen.

Fünf Monate vorher war ich durch die gleichen Straßen zwischen Bajonetten zu beiden Seiten ins Gefängnis marschiert. Es war ein heißer Junitag gewesen. Die Düna war damals in ihrem halb ausgetrockneten Bett träge dahingeflossen. Auf den Bürgersteigen waren Männer und Frauen müde dahingeschritten, hatten kaum einmal ein Wort miteinander gewechselt, nur darauf bedacht, nicht auch nur einen Augenblick stehen zu bleiben.

Beamte mit Schirmmützen, Arbeiter in mit Öl und Fett beschmierten Overalls, Schulkinder mit Ranzen auf den Rücken, Soldaten in hohen Stiefeln, die nach Schuhwichse rochen, Frauen in grauen Baumwollkleidern hatte ich da gesehen. Was hätte ich darum gegeben, einmal ein paar harmlos fröhlich plaudernden Leuten zu begegnen! Aus den offenen Fenstern der Häuser, an denen wir vorüberkamen, hingen keine hübschen bunten Bettdecken zum Lüften. Wir konnten verstohlen über Zäune und Höfe und Gärten blicken, aber nirgends flatterte Wäsche im Wind zum Trocknen. Wir sahen eine geschlossene Kirche, an der mit großen Buchstaben geschrieben stand: "Antireligiöses Museum". Wir lasen die über die Straße gespannten Spruchbänder. Wir starrten auf den riesigen roten Stern über dem Rathaus. Es war nicht so sehr eine Stadt der Trauer – es war eher eine Stadt, die keine Freude kannte.

*

Es war November, als ich mit einem Gefangenentransport nach einer Woche Eisenbahnfahrt in Leningrad ankam. Auf dem Bahnsteig wurden wir in Gruppen zu zehn Mann eingeteilt, die in kurzen Abständen in schwarzen Gefängniswagen zum "Peresylka" (dem Leningrader Durchgangsgefängnis für diejenigen Gefangenen, die in ein Arbeitslager überführt werden) gebracht wurden. Zwischen den anderen in dem engen Wagen, der keine Fenster und keine Lüftung hatte, eingezwängt, konnte ich nichts von der Stadt sehen. Aber als das Auto rasch um eine Ecke bog, wurde ich von meinem Platz geschleudert und erspähte dabei durch einen Spalt in der Bretterwand, die den Führersitz von dem übrigen Wagen trennte, einen Platz mit ein paar Häusern und Bäumen. Es war ein kalter, sonniger Tag. Die Leute draußen trugen hohe Winterstiefel, Pelzmützen und Ohrenschützer.

Die Scheuklappen ähnlichen Ohrenschützer hinderten die Menschen, auf das zu achten, was um sie herum vorging; unser Transport wurde so von niemandem bemerkt.

Alte Gefängnisinsassen erzählten mir später, daß in den Leningrader Gefängnissen jeweils immer vierzigtausend Menschen säßen. Diese Berechnungen — und ich glaube bestimmt, daß sie richtig waren — beruhten auf den verschiedensten Beobachtungen. In jeder der tausend Einzelzellen des berüchtigten Krestij-Gefängnisses waren durchschnittlich dreißig Personen untergebracht, wie wir von Insassen jener Gefängnisse erfuhren, die, ehe sie in ein Arbeitslager transportiert wurden, gewöhnlich eine Nacht im Peresylka verbrachten. Die Zahl der Gefangenen hier schätzten wir auf zehntausend; die Belegschaft der Zelle 37, in die man mich steckte, bestand normalerweise aus zwanzig Gefangenen, jetzt waren es aber siebzig.

Es ist erstaunlich und bewundernswert, wie man sich in diesen Häusern des Todes geistig wach zu halten versucht und welche Fähigkeit im Beobachten und Kombinieren die erfahrenen Insassen entwickelt haben. Jede Zelle hat ihren Statistiker, der mit wissenschaftlicher Akribie sich ein Mosaikbild des gesamten Gefängnisses zusammensetzt. Im Flur aufgefangene Gesprächsfetzen, in der Latrine gefundene alte Zeitungen, die Maßnahmen der Verwaltung den Gefangenen gegenüber, das Geräusch eines Fahrzeuges im Hof, ja selbst die Schritte vor dem Tor — all dies zusammen dient ihm dazu, sich eine klare Vorstellung von der ihn umgebenden Wirklichkeit zu machen.

In Leningrad hörte ich zum erstenmal eine Gesamtschätzung der Zahl der Gefangenen, Deportierten und weißen Sklaven in der Sowjetunion. Man berechnete sie auf achtzehn bis fünfundzwanzig Millionen.

Als wir Neuangekommenen durch den Gefängnisflur geführt wurden, begegnete unsere Gruppe einer anderen, die in umgekehrter Richtung zum Haupteingang marschierte. Beide Gruppen blieben einen Augenblick wie gelähmt stehen. Mit gesenkten Köpfen standen wir einander gegenüber, Menschen des gleichen Schicksals und doch durch eine Mauer von Angst und Furcht getrennt. Die Wächter sprachen hastig miteinander und entschieden, daß die Gruppe, zu der ich gehörte, Platz machen müsse. Mit einem eisernen Klopfer wurde an eine Seitentür gepocht. Hinter dem Fenster erschien ein Gesicht. Wieder folgte ein kurzes Palaver, und dann führte man uns in einen weiten, hellen Flur. Er gehörte zu einem Flügel des Gebäudes, der so ganz anders war als alles, was ich bis dahin in meiner Gefängniszeit gesehen hatte.

19/20

Mit seinen großen Fenstern und den spiegelblanken Fluren wirkte dieser Teil des Peresylka im Gegensatz zu allen sonstigen sowjetischen Gefängnissen geradezu luxuriös. Große Eisengitter, die auf Schienen liefen, ersetzten die Zellentüren und täuschten so die innere Freiheit von Menschen vor, die in selbstgewählter Einsamkeit und strenger Selbstdisziplin fern von der Welt leben. Man sah niemand in den Zellen und konnte glauben, ihre Bewohner seien eben einmal ausgegangen.

Die Betten waren bezogen; auf den Nachttischen standen Familienbilder in Silber- oder bunten Papierrahmen. Kleiderständer, große Tische, auf denen Bücher, Zeitschriften, Schachfiguren verstreut lagen, weiße Waschtische, Rundfunkapparate und Bilder von Stalin bildeten die übrige Einrichtung. Am Ende des Korridors befand sich ein gemeinsamer Eßraum mit einer kleinen Empore, auf der wahrscheinlich Gefangene, die ein Instrument spielen konnten, Konzerte gaben.

Um mir nachfühlen zu können, wie sehr mich gerade die dort hängenden Stalinbilder überraschten, muß man wissen, daß in Rußland der Gefangene gewissermaßen "exkommuniziert" wird, d. h. er darf nicht mehr am politischen Leben mit all seinen feierlichen Riten und Liturgien teilnehmen. Die Zeit der Buße muß man ohne den "großen Gott" verbringen, ohne freilich deshalb zum politischen Atheisten werden zu dürfen. Wenn man Stalin also auch nicht loben und preisen darf, kann man ihn doch nicht leugnen.

Dies war das "Intourist-Gefängnis" und wohl jenes, das man Lenka von Körber gezeigt, die so begeistert über das russische Gefängnissystem geschrieben hat. Während der wenigen Minuten, die wir dort warten mußten, gelang es mir, ein paar Worte mit einem Gefangenen zu wechseln, der die Zellen aufräumte, während die anderen bei der Arbeit waren. Ohne mich anzublicken und dabei an einem Radioapparat drehend, erzählte er mir, daß die Insassen hier "Voll-Sowjetbürger

seien, deren Strafen höchstens achtzehn Monate betrügen und die Vergehen wie "mjelkaja Krasha" (kleiner Diebstahl), "Progul" (Unpünktlichkeit bei der Arbeit), "Chuliganstwo" (zu langsames Arbeiten) und ähnliches büßten.

Tagsüber arbeiteten sie in Werkstätten innerhalb des Gefängniskomplexes; sie wurden dafür gut bezahlt, bekamen anständiges Essen, und ihre Familien durften sie zweimal wöchentlich besuchen. Wenn die Sowjetregierung für die übrigen zwanzig Millionen Gefangenen und Verbannten ähnliche Lebensbedingungen schaffen würde, könnte Stalin wahrscheinlich die Armee, die NKWD und die Partei mit Hilfe einer vierten Macht in Schach halten.

20/21

Der Gefangene, der mir das alles berichtete, beklagte sich nicht über den Freiheitsentzug — er fühlte sich ganz wohl. Ich fragte ihn, ob er etwas von dem Schicksal der anderen Gefangenen, hier und in den tausend Arbeitslagern, die es überall in der Sowjetunion gibt, wisse. Ja, er wußte Bescheid darüber. Aber das waren ja auch alles "Politische". "Die" — er deutete mit dem Kopf zu den kleinen vergitterten Fenstern hinüber — "sind lebende Tote. Hier aber kann man freier atmen als draußen." Und dann setzte er zärtlich hinzu: "Dies ist unser Winterpalais."

Stalin weiß ganz genau, daß wohl die "Bytowiks", d. h. die für kurze Zeit inhaftierten Kriminellen, durch menschliche Behandlung zu Reue und Demut gebracht werden können, niemals aber die "Politischen". Ja, es ist sogar so, daß der Politische sich um so mehr nach Freiheit sehnt und um so stärker gegen die Staatsgewalt rebelliert, die ihn eingesperrt hat, je besser die Lebensbedingungen in den Gefängnissen sind. Die Gefangenen und Verbannten der zaristischen Zeit konnten ein recht behagliches und bequemes Leben führen, und doch haben gerade sie den Zaren gestürzt.

Ein Bytowik — wie der Gefangene, mit dem ich sprach — ist alles andere als ein "Urka", ein Schwerverbrecher. Obwohl man auch in den Arbeitslagern hier und da einem Bytowik begegnet — falls er mehr als zu zwei Jahren verurteilt ist —, nimmt er doch in der Hierarchie des Lagers eine besondere Stellung ein, und seine Rechte entsprechen mehr denen des Verwaltungsstabes als denen des durchschnittlichen Gefangenen.

Ein Bytowik wird erst zum Urka, wenn er mehrmals rückfällig geworden ist. Ein Urka wird selten für immer aus dem Lager entlassen, er genießt nur gelegentlich ein paar Wochen der Freiheit, die gerade dazu ausreichen, daß er sich um seine dringendsten Geschäfte kümmern und sein nächstes Verbrechen begehen kann.

Welche Rolle er im Arbeitslager spielt, hängt nicht nur von der Länge der Zeit ab, die er in den verschiedensten Lagern verbracht, noch von der Größe seiner Straftat, sondern auch von dem Vermögen, das er sich auf dem schwarzen Markt, durch Diebstahl oder häufig auch durch Ermordung eines "Bjelorutschki" ("weiße Hände"), wie man die politischen Gefangenen nennt, erworben hat; von der Zahl der Köche und Lagerbeamten, die ihm zugetan; von seiner Fähigkeit, eine Arbeitsgruppe oder "Brigade" zu überwachen, und den Frauen in den Lagern, die ihm zu Willen sind.

Der Urka ist sozusagen die Säule des Arbeitslagers, die wichtigste Person nach dem Kommandanten; er beurteilt die Arbeitskraft und die politische Rechtgläubigkeit der Gefangenen seiner Brigade, und oft vertraut man ihm die verantwortlichsten Funktionen an, wobei er notfalls von einem technischen Experten, der nicht über die gleiche Lagererfahrung wie er verfügt, unterstützt wird.

Alle neuankommenden Mädchen gehen erst durch seine Hände, ehe sie in den Betten der Lagerleiter landen. Dem Urka untersteht sogar die "Kultur- und Erziehungsabteilung" des Lagers. Für diese Männer ist der Gedanke an die Freiheit ebenso schrecklich wie für einen normalen Menschen der an ein Leben im Arbeitslager.

Es war reiner Zufall, daß ich in die Zelle 37 im Leningrader Gefängnis geriet.

Als die Gefangenen des Transports im Flur neu eingeteilt und dann in ihre Zellen gebracht wurden, stellte es sich heraus, daß mein Name auf der Liste fehlte. Der Wächter kratzte sich hilflos am Kopf, ging darauf langsam noch einmal den Buchstaben G durch, fragte mich nach meinem Namen und Vornamen und zuckte schließlich die Schultern. "In welche Zelle sollten Sie kommen?" fragte er. Durch die Türen zu beiden Seiten des Korridors hörte man unruhiges Gemurmel, manchmal auch laute Unterhaltungen oder heiseres Singen. Allein in einer Zelle, etwas weiter hinten im Korridor, schien wohltuende Stille zu herrschen, nur hin und wieder ertönte der seltsame Refrain eines fremdländischen Liedes, den eine rauhe, asthmatische Stimme sang, und gleich darauf folgte ein harter Akkord, der auf einem Saiteninstrument angeschlagen wurde. Ich sagte darum kurz entschlossen: "In Zelle 37."

Die Zelle war fast leer. Die beiden Reihen eng nebeneinanderstehender Holzpritschen mit Strohsäcken wirkten fast einladend; aber als ich dann auf dem Boden längs der Wand die improvisierten Lagerstätten aus Mänteln und Jacken und die unter dem Tisch aufgestapelten Kleiderbündel sah (in überbelegten Zellen, wo jeder Zentimeter auf dem Boden, den Bänken oder Tischen zum

Schlafen gebraucht wird, werden diese nur des Nachts ausgepackt und ausgebreitet), wußte ich, daß hier schon viel zu viele waren.

Auf einem Strohsack neben dem Kübel, gleich bei der Tür, lag ein großer, bärtiger Mann mit einem prachtvollen, wie aus Stein gemeißelten Kopf und rauchte gelassen seine Pfeife, wobei er unentwegt zur Decke starrte. Die eine Hand hatte er unter den Kopf geschoben, mit der anderen strich er seine Militäruniform, an der die Abzeichen fehlten, glatt. Jedesmal, wenn er an der Pfeife zog, hüllte sich sein Bart in dichten Rauch. In einer anderen Ecke lag ein Mann, etwa Ende vierzig, mit intelligentem, glattrasierten Gesicht, der Breeches, hohe Stiefel und eine grüne Windjacke trug. Auf die Knie hatte er ein Buch gelegt.

wikipedia Breeches

Dem Riesen gegenüber saß ein korpulenter Jude in einer Uniform, die über der schwarz behaarten Brust offenstand. Seine nackten Beine baumelten von der Pritsche herab.

22/23

Sein Kopf war mit einem kleinen Barett bedeckt, und der wollene Schal, den er sich um den Hals gewunden hatte, ließ seine Lippen noch wulstiger erscheinen. Die Augen wirkten in dem aufgedunsenen Gesicht wie zwei Korinthen in einem Kuchenteig; die Nase hatte die Form einer Gurke. Er sang unter vielem Würgen und Prusten ein Lied, das ich damals für italienisch hielt und schlug dazu mit der einen Hand den Takt auf dem Knie.

Neben ihm stand an die Wand gelehnt ein athletisch gebauter Mann mit Matrosenmütze und einer gestreiften Jacke, der nachlässig an den Saiten einer Guitarre zupfte, während er durch das Fenster auf die in Nebel gehüllten Dächer blickte. Mir war's, als wäre ich in eine Matrosenkneipe in einem französischen Hafen ingekehrt.

Kurz vor dem Mittagessen wurde die Eisentür weit aufgerissen, und etwa siebzig Gefangene traten, die Hände auf dem Rücken, paarweise herein, während der Aufseher sie mit monotoner Stimme zählte. Sie kamen von ihrem Spaziergang zurück; es waren in der Mehrzahl ältere Männer in Militäruniformen und -mänteln ohne Abzeichen. Einige von ihnen humpelten, sich auf ihre Stöcke oder die Schultern ihrer Kameraden stützend, zu ihren Pritschen. Den Schluß des Zuges bildeten ein paar jüngere Matrosen und Zivilisten, die gleich dem Tisch zudrängten. Dreimal Klopfen an der Tür bedeutete hier genau wie in Witebsk: Mittagessen.

Während des Essens fiel mir ein hochgewachsener, gut aussehender Mann auf, der mich interessiert ansah, während er still und nachdenklich, fast elegant, seine Grütze löffelte. Er hatte ein knochiges, faltiges Gesicht, und die großen, klugen Augen lagen tief in den Höhlen. Nach jedem Bissen bewegte er seine Backenknochen langsam, als verzehre er eine seltene Delikatesse. Er war der erste, der mich ansprach und mir seine Geschichte in einem altmodisch gestelzten Polnisch (er hatte offensichtlich seit langen Jahren nicht mehr polnisch gesprochen) erzählte.

Er stammte aus einer polnischen Familie, die 1863 nach der Niederwerfung des polnischen Aufstandes gegen Rußland nach Sibirien verbannt worden war. Sein Name war **Schlowski**, und vor seiner Verhaftung war er Kommandeur eines Artillerieregiments in Puschkino (dem ehemaligen Zarskoje-Selo) nahe bei Leningrad gewesen. Rußland nannte er "mein Land", von Polen sprach er als von dem "Land meiner Väter". Es war im Gefängnis, weil er sich als Oberst und gebürtiger Pole nicht genügend um die politische Erziehung seiner Soldaten gekümmert hatte. "Wissen Sie", sagte er sanft, "als ich jung war, lehrte man uns, daß die Armee nicht denken, sondern das Vaterland verteidigen solle."

23/24

Ich fragte ihn, warum die anderen hier seien. "Die Generäle?" Er zuckte die Schultern. "Sie sind hier, weil sie sich zu viel um Politik gekümmert haben."

Schlowskis Nachbar am Tisch war der Mann mit der grünen Windjacke. Es war Oberst Lawrenti Iwanowitsch (unglücklicherweise habe ich seinen Nachnamen völlig vergessen), neben Schlowski der jüngste Offizier in der Zelle. Als er herausbekommen hatte, daß ich Pole war und während des Feldzuges 1939 in Polen gelebt hatte, begann er sich für mich zu interessieren und mir Fragen zu stellen.

Er erzählte mir, daß er vor seiner Verhaftung beim Geheimdienst der russischen Armee an der polnischen Front gewesen sei. Er kannte die ganze Gegend wie seine Westentasche und hatte trotz vier Jahren Gefängnis all seine glänzenden Informationen von damals noch genau im Kopf. Er erinnerte sich haarscharf an jede Frontstellung, wußte über die verschiedenen Regimenter und Divisionen der polnischen Armee ebenso Bescheid wie über die Namen und Eigentümlichkeiten der sie befehligenden Offiziere; z. B. daß dieser ungeheure Summen verspielte, jener ein Pferdenarr war, daß ein anderer in Lida lebte, aber eine Geliebte in Baranowicze hatte und ein vierter als Muster eines Offiziers gelten konnte.

Er fragte mich erregt, wie die einzelnen sich im Septemberfeldzug verhalten hätten, wie ein bankrotter Rennstallbesitzer sich nach dem Verhalten seiner ihm

jetzt nicht mehr gehörenden Pferde auf einem Rennplatz im Ausland erkundigt haben würde.

Ich wußte nur wenig und spürte auch keine Lust, ihm selbst dieses wenige zu erzählen, denn ich lebte noch immer unter dem Eindruck der bitteren Niederlage, die Polen in den ersten Kriegswochen erlitten hatte. Durch unsere Gespräche wurden wir bald enge Freunde, und so kam es, daß wir uns eines Tages auch über unsere Zellengenossen unterhielten. Ich erinnere mich des Abends noch so deutlich, als wäre es erst gestern gewesen. Wir saßen auf einer Pritsche. Neben uns döste ein junger Medizinstudent aus Leningrad vor sich hin. Er hatte ein mädchenhaftes Gesicht und mich einmal in der Latrine flüsternd gefragt, ob ich Gides "Zurück aus der UdSSR" gelesen habe, das nach den Kritiken in der sowjetischen Presse sehr interessant sein müsse.

Die elektrischen Lampen brannten schon, und die Matrosen saßen um den Tisch herum und spielten Karten, während die Sowjetgeneräle, in tiefes Nachdenken versunken, wie zu Steinbildern erstarrt auf ihren Pritschen lagen. Lawrenti Iwanowitsch deutete nur mit einem Blick auf sie und gab dann kurze Erläuterungen, wie ein Führer in einem Museum, in dem Sammlungen ägyptischer Mumien ausgestellt sind.

24/25

Von dem korpulenten Juden, der wie immer mit baumelnden Beinen, ein Lied vor sich hin summend, auf seiner Pritsche hockte, sagte er: "Politischer Kommissar bei einer Division in Spanien. Bei den Verhören hat man ihm schwer zugesetzt." Der bärtige Riese war Ingenieur und General der Luftwaffe und vor kurzem in den Hungerstreik getreten, weil er eine Revision seines Verfahrens forderte "im Hinblick auf die Bedürfnisse der sowjetischen Flugzeugindustrie".

All die Generäle hier waren 1937 wegen Spionageverdacht verhaftet worden, und nach Lawrenti Iwanowitschs Meinung hatten sie das vor allem den Deutschen zu verdanken. Der deutsche Geheimdienst hatte dem sowjetischen Geheimdienst durch einen neutralen Zwischenträger Beweismaterial über vollendete Spionage übergeben,***1*** durch das viele Angehörige des sowjetischen Generalstabes, die während ihrer militärischen Laufbahn mehrmals vorübergehend in Deutschland gewesen waren, schwer belastet wurden.

Die Deutschen hofften, das sowjetische Oberkommando dadurch zu lähmen, und der sowjetische Geheimdienst neigte seit dem Tuchatschewski-Komplott immer noch zu übertriebenem Argwohn. Wenn 1938 ein russisch-deutscher Krieg ausgebrochen wäre, hätte die russische Armee nur über äußerst dürftige Führerreserven verfügt. Der Ausbruch des zweiten Weltkrieges hatte die

Gefangenen der Zelle 37 vor dem Todesurteil gerettet und den Verhören und Qualen, an denen sie langsam zerbrachen, jäh ein Ende gemacht.

Ihre ganze Hoffnung richtete sich auf einen russisch-deutschen Krieg, weil sie erwarteten, daß man sie dann freilassen, wieder in ihre Stellungen und Kommandos einsetzen und den ihnen vier Jahre entgangenen Sold nachzahlen werde.***2***

Die auf zehn Jahre Gefängnis lautenden Urteile, die man ihnen nach dreieinhalb Jahren Haft, einen Monat, ehe ich zu ihnen stieß, verlesen hatte, hielten sie nur für eine Formalität, die dazu dienen sollte, das Gesicht der NKWD zu wahren. Und selbst im November 1940 glaubten die Insassen der Zelle 37 fest an einen russisch-deutschen Krieg, der mit einem russischen Siege enden würde, aber es kam ihnen niemals der Gedanke, daß sich dieser Krieg auf russischem Boden abspielen könnte.

Nach dem Abendappell, wenn der "fliegende Laden",***3*** in dem man Zeitungen, Zigaretten und Würstchen kaufen konnte, in die Zelle gefahren kam, kletterte Lawrenti Iwanowitsch, als der nach Alter und Rang Jüngste, auf den Tisch und las die neuesten Heeresberichte von der Westfront aus der Prawda und Iswestija vor.

Das war immer der einzige Augenblick am ganzen Tag, da die Generäle aus ihrer Lethargie erwachten und leidenschaftlich die Chancen auf beiden Seiten diskutierten.

Besonders fiel mir auf, daß, sobald sich die Unterhaltung der militärischen Stärke Rußlands zuwandte, keine Bitterkeit, Auflehnung oder Klage hörbar wurde, sondern nur die dumpfe Trauer von Männern, die man aus ihrer Lebensarbeit herausgerissen hatte. Ich befragte Lawrenti Iwanowitsch einmal darüber. Er antwortete: *"In einem normalen Staat ist es den Menschen freigestellt, zufrieden, halbzufrieden oder unzufrieden zu sein. In einem Staat, in dem angeblich alle zufrieden sind, werden alle immer verdächtigt, unzufrieden zu sein. So oder so — die Menschen bilden immer ein unteilbares Ganzes."*

General Artamian, der bärtige Armenier von der Luftwaffe, erhob sich jeden Abend für einige Minuten und bewegte sich mit seinem riesigen Körper ein paarmal um die Pritschen, "um die Knochen ein wenig zu strecken". Danach legte er sich wieder auf die alte Stelle und atmete mehrmals tief ein und aus. Er tat das mit großem Ernst und erstaunlicher Pünktlichkeit: seine Abendgymnastik war das Zeichen, daß das Abendbrot nicht mehr lange auf sich warten lassen würde.

Mein erster Tag in der Zelle 37 war der dritte Tag seines Hungerstreiks. Als ich schon zehn Tage dort war, streikte er noch immer. Er wurde blaß und blässer, er konnte kaum noch gehen und atmen, und nach jedem neuen Zug an seiner Pfeife hustete er heftig. Er verlangte, daß man ihn freilasse und wieder als General verwende, wobei er vor allem auf seine revolutionäre Vergangenheit und seine Verdienste um den Staat hinwies. Die NKWD war auch bereit, ihn unter Bewachung in einer Leningrader Flugzeugfabrik arbeiten zu lassen und ihm eine Einzelzelle im "Winterpalais" zu geben.

Jeden dritten Tag brachte ihm der Wärter ein prächtiges Lebensmittelpaket "von seiner Frau", obgleich er sonst nichts von ihr hörte noch wußte, da sie wahrscheinlich in irgendeinen weit entfernten Teil Rußlands zwangsweise evakuiert worden war. Artamian stand dann von seiner Pritsche auf und bot allen von den Eßwaren an. Wurde das Angebot aber schweigend abgelehnt, rief er den Wärter von draußen herein und schüttete in dessen Gegenwart alles in den Kübel. Obgleich ich auf dem Boden neben dem Kübel schlief und also Artamians Nachbar war, sprach er nicht ein einziges Mal zu mir. In der letzten Nacht, die ich im Leningrader Gefängnis verbrachte und in der man wie sonst nie draußen ein stetes Kommen und Gehen hörte — wir ahnten alle, daß dies eine dicht bevorstehende Veränderung zu bedeuten hatte — konnte keiner von uns schlafen.

Ich lag auf dem Rücken, hatte die Hände hinter dem Kopf verschränkt und lauschte auf die immer lauter anschwellenden Geräusche draußen. Es klang wie das Rauschen eines Flusses, der sich vor einem Damm staut. Die Rauchwolken aus Artamians Pfeife verhüllten das Licht der Lampe, und die Zelle lag im Halbdunkel. Plötzlich tastete seine Hand nach meiner. Dann richtete er sich ein wenig auf und führte meine Hand an seine Brust. Durch das Hemd konnte ich Schwellungen und Vertiefungen fühlen und ebenso unter seinem Knie, zu dem er meine Hand darauf gleiten ließ.

Lawrenti Iwanowitsch hatte mir erzählt, daß man die meisten Generäle während ihrer Verhöre geschlagen hatte. Aber ich hatte nicht geahnt, daß ihnen dabei die Knochen gebrochen worden waren. Ich wollte etwas zu Artamian sagen, er schien jedoch ganz in Gedanken verloren zu sein, und aus seinem unbeweglichen, bärtigen Gesicht sprach völlige Erschöpfung. Nach Mitternacht wurde es im Flur immer lauter. Ich hörte, wie man Zellentüren öffnete und wieder schloß und wie monotone Stimmen Namenslisten verlasen. Ein geflüstertes "Hier" war jedesmal die Antwort.

Endlich wurde auch die Tür der Zelle 37 geöffnet — für Schlowski und mich. Während ich niederkniete, um in aller Eile mein Bündel zu packen, griff Artamian noch einmal nach meiner Hand und drückte sie fest, ohne ein Wort zu sagen und mich anzusehen. Wir traten in den Flur hinaus und schlossen uns den vor Angst schwitzenden, verschlafenen Gefangenen an, die geduckt an den Wänden lehnten.

Schlowski und ich fuhren in dem gleichen Abteil in einem "Stolypin-Wagen" (einem Gefangenenwagen mit vergitterten Scheiben, der nach dem zaristischen Minister, der ihn in Rußland eingeführt hat, so benannt wird). Er legte seinen Militärmantel auf die Bank und saß während der ganzen Fahrt aufrecht und stumm in der Ecke des Abteils, seine Uniform hatte er bis zum Hals zugeknöpft und die Hände auf den Knien gefaltet.

Außer uns saßen hier noch drei Urkas, die sofort auf der oberen, herunterklappbaren Bank Karten zu spielen begannen. Einer von ihnen, ein wahrer Gorilla mit einem flachen Mongolengesicht, erzählte uns, noch ehe der Zug den Leningrader Bahnhof verlassen hatte, er habe fünfzehn Jahre bekommen, weil er den Koch im Lager Pechora, der sich geweigert hatte, ihm noch eine zweite Portion Grütze zu geben, mit der Axt erschlagen habe. Er berichtete das mit sichtlichem Stolz, ohne das Spiel dabei zu unterbrechen. Schlowski saß unbeweglich mit halbgeschlossenen Augen in seiner Ecke, während ich mich zu einem Lächeln zwang.

Es muß sehr viel später gewesen sein — denn über den schneebedeckten Höhen draußen dämmerte es schon — als der Gorilla

plötzlich seine Karten hinwarf, von seiner Bank herunterkletterte und auf Schlowski zukam.

"Gib mir den Mantel", gröhlte er, "ich habe ihn beim Spiel verloren."

Schlowski schlug die Augen auf und zuckte die Schultern, ohne sich von seinem Sitz zu erheben. "Gib ihn mir", brüllte der Gorilla noch einmal wütend, "gib ihn mir, oder — **glasa vykolu** — ich werde dir die Augen ausstechen."

Der Oberst stand langsam auf und reichte ihm den Mantel.

Erst viel später, im Arbeitslager, habe ich den Sinn dieser unglaublichen Szene begriffen. Eins der Hauptvergnügen der Urkas besteht darin, beim Kartenspiel etwas zu setzen, was anderen Gefangenen gehört, und der besondere Reiz dieses

sonderbaren Spaßes ist es, daß der Verlierer das betreffende Stück dem rechtmäßigen Eigentümer entreißen muß.

1937, als die ersten Arbeitslager errichtet wurden, spielten die Urkas um Menschenleben, weil damals niemand etwas Begehrenswertes besaß. Ein politischer Gefangener, der in einer Ecke der Baracke saß, ahnte nicht, daß die fettigen Karten, die mit lautem Krach auf das kleine Brett auf den Knien der Spieler geworfen wurden, sein Schicksal besiegelten.

"Glasa vykolu" war die schlimmste Drohung, deren sich die Urkas bedienten: zwei erhobene Finger der rechten Hand in der Form eines V waren bereit, dem Opfer die Augen auszudrücken. Man konnte sich nur dagegen verteidigen, indem man die Hand ergriff und sie blitzschnell gegen Nase und Stirne preßte. Die Finger des Angreifers prallten dann daran ab, wie die Wogen am Bug eines Schiffes.

Später erst bemerkte ich, daß der Gorilla kaum seine Drohung hätte verwirklichen können, denn ihm fehlte an der rechten Hand der Zeigefinger. Diese Art der Selbstverstümmelung kam in den Anfangszeiten der Arbeitslager nicht selten vor. Gerade bei den Waldbrigaden konnte jemand, der am Ende seiner Kraft war, nur dann ins Lazarett kommen, wenn er sich auf einem Holzklotz einen Arm oder ein Bein abhackte.

Dank der unmenschlichen Gedankenlosigkeit der sowjetischen Arbeitslager-verwaltung ist es soweit gekommen, daß ein Gefangener, der während der Arbeit vor Erschöpfung tot zu Boden sinkt, weiter nichts als eine Zahl ist, die mit einem Bleistift vom Produktionsplan gestrichen wird, während man jemand, der sich bei der Arbeit verletzt, wie eine beschädigte Maschine schleunigst zur "Reparatur" schickt.

28 / 29

Als der Zug Wologda erreichte, war ich der einzige, den man aus unserem Abteil holte. "Auf Wiedersehen", sagte ich zu Schlowski. "Auf Wiedersehen", antwortete er, als wir uns die Hände gaben, "mögen Sie in das Land unserer Väter zurück-kehren!"

Einen Tag und eine Nacht verbrachte ich im Gefängnis in Wologda, das durch seine Ecktürme und die roten Mauern, die einen großen Hof umschlossen, an eine mittelalterliche Burg erinnerte. In einer kleinen Zelle im Keller, in der es statt eines Fensters nur ein männerkopfgroßes Loch in der Wand gab, schlief ich auf dem kahlen Boden.

Um mich herum lagen Bauern aus der Gegend, die nicht mehr Tag und Nacht unterscheiden konnten, nicht mehr wußten, was es für eine Jahreszeit, was es für ein Monat war, die keine Ahnung hatten, warum sie im Gefängnis waren, wie lange man sie schon eingesperrt hatte und wie lange sie hier noch bleiben müßten.

Am nächsten Abend fuhr ich mit einem anderen Transport nach Jercewo, unweit von Archangelsk. Auf dem Bahnhof, wo wir im Morgengrauen ankamen, erwartete uns eine Wachmannschaft. Wir wurden aus den Wagen herausgelassen und stapften, von Bluthunden umbellt, zwischen den Posten über den knirschenden Schnee. Am frostklaren Himmel leuchteten noch ein paar Sterne. Ich hatte das Gefühl, daß sie jeden Augenblick erlöschen würden, und daß dann alles in dunkler tiefer Nacht versänke.

Aber als wir um die erste Wegbiegung kamen, sah ich am Horizont die Silhouetten von vier Wachtürmen, die wie riesige Krähennester auf den Holzgerüsten saßen und von Stacheldraht umgeben waren. Aus den Barackenfenstern fiel ein Lichtschein, und man konnte das Rasseln der Brunnenketten hören, die über die gefrorenen Winden glitten.

29

 # Ende 1 #

1872
1872
Герлинг-
Грудинский Густав Иосиф.-1919 г.

2. KAPITEL

NÄCHTLICHE JAGD

30

Das Wort "**Proiswol**" (Willkür) kennen heute wahrscheinlich die wenigsten Gefangenen in Sowjetrußland noch. Roh übersetzt bedeutet es das Regiment, das die Urkas in der Zeit vom späten Abend bis zur Morgendämmerung in dem von Stacheldraht eingezäunten Lagerbereich führen. Das "proiswol", das man in den meisten russischen Arbeitslagern seit 1937 kannte, wurde gegen Ende 1940 beseitigt.

Als **"Pionier"-Zeit der Arbeitslager** werden meistens die Jahre 1937 bis 1940 bezeichnet, obwohl es da je nach den örtlichen Verhältnissen große Unterschiede gab. Für die "alten" russischen Häftlinge, die das große Glück hatten, die Jahre der "großen Säuberung" und des "sozialistischen Aufbaus des Landes" — der vor allem mit Hilfe des unerbittlichen Arbeitszwanges durchgeführt wurde — zu überleben, ist das Jahr 1937 ebenso bedeutsam wie das Jahr der Geburt Christi für die Christen, oder das der Zerstörung Jerusalems für die Juden.

"Das war 1937" — immer wieder hörte ich sie diese Worte mit einer Stimme flüstern, in der noch das ganze Grauen des damals Erlebten mitschwang. Im Kalender der Revolution gibt es eine ganze Anzahl solcher geschichtlich entscheidender Ereignisse, deren jedoch von der "Neuen Ära" nur selten ausdrücklich gedacht wird.

Für sehr alte Leute bedeutet die Oktoberrevolution den großen Wendepunkt, und es wäre deshalb nach ihrer Ansicht sinnvoller, die Zeitrechnung damit beginnen zu lassen, denn alles was sich je in der Geschichte der Menschheit zugetragen hat, wird ja nach einem "vor" oder "nach" eingeordnet. Und je nach der politischen Einstellung des Einzelnen bedeuten "vor" und "nach" entweder Armut und Zufriedenheit oder Zufriedenheit und Armut; in beiden Fällen jedoch versinkt alles, was vor der Erstürmung des Winterpalais in St. Petersburg geschehen ist, im Nebel der Vorgeschichte.

Die Jüngeren dagegen (ich spreche natürlich immer noch von den Arbeitslagern) betrachten die "Neue Ära" anders. Für sie ist der Zar gleichbedeutend mit Armut, Sklaverei und Unterdrückung, und Lenin mit Weißbrot, Zucker und Speck. Diese Maßstäbe haben sich in ihrem primitiven Geschichtsbewußtsein durch die

Erzählungen ihrer Väter festgesetzt; als den eigentlichen Wendepunkt jedoch sehen sie das Jahr 1937 an, das Jahr der "zweiten Revolution".

Die beiden, mit denen ich zuerst im Lager Freundschaft schloß, gehörten noch zur "Alten Garde" von 1937.

Den einen, Polenko, einen Landwirtschaftsingenieur, hatte man der Sabotage an der Schaffung von Kolchosen für schuldig befunden, und den anderen, Karbonski, einen Funkingenieur aus Kiew, hatte man eingesperrt, weil er die Beziehungen zu seinen Verwandten in Polen aufrechterhalten hatte. Von ihnen erfuhr ich, daß das Lager Kargopol vor vier Jahren gegründet worden war. Als ich dorthin kam, also 1940, bestand es aus mehreren Einzellagern (die größten waren Mostowitza, Ostrownoje, Kruglitza, Njandoma, die beiden Alexe-jewkas und mein eigenes, Jercewo). Sie waren in einem Umkreis von 35 Meilen verteilt, und in allen zusammen lebten ungefähr 30.000 Gefangene.

Als das Lager Kargopol errichtet werden sollte, hatte man kurzerhand sechshundert Gefangene in der Nähe des Bahnhofs Jercewo inmitten des noch völlig unberührten Waldes aus einem Transportzug entladen. Die Lebensbedingungen waren sehr hart. Nicht selten fiel das Thermometer auf mehr als 40° unter Null. Die tägliche Brotration betrug 300 g, und alle vierundzwanzig Stunden bekamen die Gefangenen eine Schüssel warme Suppe. Sie schliefen in Hütten aus Tannenästen, die sie rings um ein immer brennendes Feuer gebaut hatten, während das Wachpersonal in kleinen, auf Schlittenkufen stehenden Baracken hauste.

Zunächst mußten die Gefangenen ein Stück Wald roden. In der Mitte dieser Lichtung wurde eine Lazarettbaracke aufgestellt. Bald entdeckten sie, daß eine Selbstverstümmelung bei der Arbeit dem Gefangenen das Vorrecht gab, mehrere Wochen unter einem richtigen Dach zu verbringen, von dem nicht unaufhörlich der schmelzende Schnee auf einen herabtropfte und wo immer ein kleiner eiserner Ofen brannte. Aber die Zahl der Unfälle stieg so sehr an, daß man die Verletzten meist in einem Schlitten in das nächste Krankenhaus, in Njandoma, etwa 25 Meilen von Jercewo entfernt, fuhr.

Zur gleichen Zeit nahm die Sterblichkeitsziffer erschreckend zu. Die ersten, die starben, waren polnische und deutsche Kommunisten, die aus ihren Heimatländern nach Rußland geflohen waren, um einer Verhaftung zu entgehen. Nach den Berichten meiner beiden Freunde war es besonders erschütternd, die Polen sterben zu sehen, weil ihr Tod so plötzlich kam. Diese polnischen Kommunisten, meist Juden, endeten jäh, wie Vögel, die bei starkem Frost von

einem Zweig herabfallen, oder wie Fische, die krepieren, wenn man sie an die Meeresoberfläche bringt. Ein kurzes Aufhusten, ein kaum hörbares Seufzen, eine dünne weiße Hauchwolke, die einen Augenblick in der Luft schwebte, und der Kopf sank schwer auf die Brust herab, während die Hände noch ein letztes Mal nach dem Schnee auf dem Boden griffen. Weiter nichts – kein Schrei – nicht einmal ein Klagen...

31 / 32

Nach ihnen kamen die Ukrainer an die Reihe und dann die aus Mittelasien stammenden, die Kasaken, Usbeken, Turkmenen, Kirgisen, alle die man "**Nacnemij**" nennt. Russen, Balten und Finnen (die ausgezeichnete Waldarbeiter sind) hielten am besten durch, und darum wurde ihre Tagesration um 100 g Brot und eine Kelle Suppe erhöht.

In den ersten Monaten, als die Menschen wie die Fliegen starben und die Verhältnisse im Lager mehr als primitiv waren, konnten die Wachhabenden die Gefangenen kaum dauernd unter Kontrolle halten, und oft wurden die schon ganz gefrorenen Leichen in den Hütten versteckt, damit man so in den Genuß ihrer Lebensmittelrationen kam. Bald wurden in der Lichtung, die bereits mit Stacheldraht eingezäunt war, neue Baracken aufgestellt, und täglich drangen die Brigaden der "**Lesorubis**" (Waldarbeiter), die immer wieder mit frischen Kontingenten aus den Gefängnissen aufgefüllt wurden, weiter in den Wald vor.

1940 war Jercewo schon ein bedeutendes Zentrum der Kargopol-Holzindustrie, mit einer Sägemühle, zwei Bahnlinien, einer eigenen Lebensmittelzentrale und einem jenseits der Lagergrenze liegenden Dorf, in dem der Verwaltungsstab lebte. All dies hatten die Gefangenen gebaut.

Aus dieser ersten Pionierzeit wurde die Tradition der "Proiswol" übernommen.***4*** Als es noch keine Schuppen gab, die in der Nacht verschlossen werden konnten und in denen die Gefangenen ihr Handwerkszeug, wie Sägen, Äxte und Beile, abstellten, und als die Wächter die Gefangenen nur so weit in der Gewalt hatten, wie ihre Bajonette und die Strahlen ihrer Scheinwerfer reichten, wanderten einige dieser Werkzeuge nachts in die Baracken.

Die ersten Urkas, die 1938 ins Lager kamen, machten sich diese Zustände zunutze, proklamierten innerhalb der Lagerzone vom Abenddämmern bis zum Morgen-grauen eine Art Miniaturstaat, hielten nächtlicherweile Gericht über die politischen Gefangenen ab und vollstreckten dann sofort die Urteile.

Kein Wachposten hätte es gewagt, nach Anbruch der Dunkelheit eine Baracke zu betreten, selbst dann nicht, wenn das furchtbare Stöhnen und Schreien der

langsam zu Tode gemarterten Politischen im ganzen Lager zu hören war. Denn er konnte nicht wissen, ob nicht jemand hinter einer Baracke mit einem Beil bewaffnet auf ihn lauerte, um ihm den Schädel einzuschlagen.

Da die tagsüber dem Lagerkommandanten vorgetragenen Beschwerden wenig Erfolg hatten, gründeten die Politischen eine eigene Verteidigungsgruppe, und

dieser Bürgerkrieg zwischen dem demoralisierten Proletariat und der revolutionären Intelligenz dauerte, obwohl er mit der Zeit an Heftigkeit nachließ, bis Anfang 1939. In jenem Jahr konnte die NKWD dank neuer technischer Einrichtungen und einer Verstärkung der Bewachungstruppen selber die Initiative ergreifen.

1940 diente das, was von dem Gefangenen-“Staat" noch übriggeblieben war, nur noch dazu, den Urkas ihre nächtlichen Jagden auf die neu ankommenden Frauen zu erleichtern. Eineinhalb Jahre bevor ich dorthin kam, hatte man die erste Frauenbaracke im Lager eröffnet. Gerechterweise muß erwähnt werden, daß die NKWD diese nächtlichen Jagden nur außerhalb der Baracken duldete. Die Tür zur Frauenbaracke lag in Schußweite vom Wachhaus entfernt. Neuankommende Frauen wurden meist von den schon erfahrenen weiblichen Gefangenen vor der drohenden Gefahr gewarnt, hörten jedoch manchmal nicht auf diese Warnungen. Wenn sie sich dann aber am Morgen nach dem "Unfall" im Wachhaus beklagten, ernteten sie nur Hohn und Spott. Und außerdem, welche Frau hätte es gewagt, sich der gnadenlosen Rache der Urkas auszuliefern!

Von dem Augenblick ihrer Ankunft im Lager an lernte jede Frau die Kampfregeln, mit denen sich die Lagerzeit überleben ließ, und hielt sich instinktiv an sie. Entweder blieb sie nach Einbruch der Dunkelheit in ihrer Baracke, oder sie suchte sich unter den Urkas einen Beschützer. Anfang 1941 wurden auch diese nächtlichen Jagden von der NKWD unterbunden. Das Leben wurde für einige erträglicher, für andere "sterbenslangweilig".

Da bei meiner Ankunft im Lager die Gefangenen bei der Arbeit waren, verbrachte ich den Tag in einer leeren Baracke, und gegen Abend, als ich einen Schüttelfrost und Fieber bekam, schleppte ich mich auf Anraten des Priesters Dimka zum Krankenrevier. Dimka, ein alter Mann mit einem Holzbein, war so eine Art Baracken-"Ordonnanz". Er riet mir, den Arzt solange zu beknien, bis er bereit sei, mich ins Lazarett zu schicken. "Nach so langer Gefängniszeit", sagte er, "brauchst du etwas Ruhe, ehe du wieder mit ehrlicher Arbeit beginnen kannst."

Wir lächelten beide über das "ehrlich". Dann legte sich der Priester ein Joch auf die Schultern, an dem zwei Eimer hingen. Dies war der wichtigste Augenblick seines mit Arbeit nicht gerade angefüllten Tages. Er hatte schon den Boden aufgewischt, Holz in den Ofen geworfen und holte nun Trinkwasser, mit dem er "Hwoja" bereitete, einen dunkelgrünen Aufguß von Tannennadeln, der die fehlenden Vitamine ersetzen sollte. Die wenigen glücklichen an Skorbut Leidenden im Lager konnten vom Arzt eine Bescheinigung er-

halten, auf die sie "Zyngtonoje Pytanje" erhielten, d. h. täglich einen Löffel geriebenes rohes Gemüse, meist Zwiebel, Mohrrüben, rote Rüben und Steckrüben. Die immer wieder vorgetragenen Bitten um Zyngtonoje galten freilich weniger der Medizin als der zusätzlichen Nahrung.

Es dämmerte bereits, aber draußen war es immer noch ziemlich milde. Die ersten dünnen Rauchfahnen stiegen schon über den Baracken auf, während durch die zugefrorenen Fenster ein trüber Lichtschein fiel. Rings um das Lager erhob sich die dunkle Wand des Waldes. Die Wege innerhalb des Lagers bestanden aus Holzbrettern, die immer zu zweit nebeneinander gelegt waren. Jeden Tag fegte der alte Priester mit Holzschaufeln den Schnee von ihnen fort, so daß sich zu beiden Seiten hohe Schneehaufen bildeten, die einem manchmal bis zur Hüfte reichten. Das ganze Lager sah wie eine große Lehmgrube aus, durch die ein spinnwebeartiges Schienennetz lief. Die Tore am Wachhaus waren schön für die ersten von der Arbeit heimkehrenden Brigaden geöffnet. Auf einer Plattform vor der Küche stand eine Schlange armseliger Schattengestalten, die Pelzmützen mit Ohrenklappen trugen. Ihre Füße und Beine waren mit alten Lumpen umwickelt, die mit Bindfaden festgebunden waren. Ungeduldig klapperten sie mit ihren Blechnäpfen, um den Koch daran zu erinnern, daß sie hier warteten.

Das Krankenrevier lag unweit der Frauenbaracke. Der Arzt und sein Helfer empfingen die Kranken hinter einer Sperrholzwand. In der Ecke neben der Tür saß ein alter Mann mit zottligem Haar und Stahlbrille, der jeden Herein-kommenden mit einem freundlichen Blick begrüßte und mit sichtlicher Freude und einer wie gestochenen Schrift die Namen der Patienten in eine Liste eintrug. Er schien sich hier ganz zu Hause zu fühlen, warf zwischendurch immer wieder ein paar Scheite in den Ofen, fragte jeden Ankömmling mit komischem Ernst nach seinen Leiden und den Krankheitssymptomen und rief hin und wieder über die Sperrholzwand hinweg: "Tatjana Pawlowna, dies scheint mir ein sehr bedenklicher Fall zu sein". Dann lehnte er sich befriedigt zurück und rührte den Rest seiner Suppe, der in einem Blechgefäß auf dem Ofen stand. Eine angenehme Frauenstimme antwortete jedesmal: "Bitte, gedulde dich noch etwas, Matwei Kiryllowitsch", worauf der alte Mann wie ein überlasteter Beamter bedauernd die

Arme hob. Solch eine übertriebene Höflichkeit begegnete einem in den Lagern nur bei älteren Leuten.

Die meisten, die hier in der Krankenhütte warteten, waren Nazmenis, d. h. Mongolen aus Mittelasien. Selbst hier im Warteraum betasteten sie unaufhörlich ihren kranken Magen, und sobald sie hinter die Sperrholzwand traten, brachen sie in Stöhnen und Wimmern aus, das mit Klageworten in einem seltsam gebrochenen Russisch abwechselte. Es gab kein Mittel für ihr Leiden, und meistens hielt man sie für Simulanten. Sie starben an übergroßem Heimweh, an der unstillbaren Sehnsucht nach ihrer Heimat, an Hunger und Kälte, die ihre letzte Kraft verzehrten. Ihre Schlitzaugen, die nicht an das nördliche Klima gewöhnt waren, tränten unaufhörlich, und ihre Augenlider waren von einer schmalen gelben Kruste verklebt.

An den seltenen freien Tagen versammelten sich die Usbeken, Turkmenen und Kirgisen in einer Ecke der Baracke, mit ihrem Festtagsstaat aus langen bunten Seidengewändern und bestickten Kappen angetan, und niemand vermochte zu erraten, worüber sie so erregt sprachen. Sie gestikulierten dabei wild, überschrien sich gegenseitig oder nickten sich traurig zu. Nur ein einziges Mal in den anderthalb Jahren, die ich dort war, kam eine Turkmenin ins Lager. Die Gruppe der Mongolen empfing sie wie einen Ehrengast in ihrer Barackenecke und geleitete sie vor Einbruch der Nacht zur Frauenbaracke zurück. Aber schon am nächsten Morgen mußte sie mit einem anderen Transport das Lager wieder verlassen.

Tatjana Pawlowna, die Ärztin, erwies sich als eine höfliche ältere Frau, die mich ohne irgendwelche Schwierigkeiten ins Lazarett überwies, als sie merkte, daß ich wirklich hohes Fieber hatte. "Die Karte, die ich Ihnen gegeben habe, nützt oft nur bedingt", sagte sie, als ich ging. "Manchmal muß man lange auf ein freies Bett warten." Als ich in meine Baracke zurückkehrte, um meine Sachen zusammenzupacken, lag das Lager schon in tiefem Dunkel. Während ich über den Weg stolperte, begegneten mir einige, die an Nachtblindheit — einer Folge der schlechten Ernährung — litten. Sie tasteten sich vorsichtig an den glitschigen, vereisten Barackenwänden entlang und bemühten sich vergeblich, mit den Fingern den schwarzen Vorhang vor ihren Augen fortzuschieben. Hier und da fiel einer von ihnen in einen Schneehaufen, aus dem er sich verzweifelt herauszuarbeiten versuchte, wobei er leise um Hilfe schrie. Die gesunden Gefangenen gingen achtlos an ihnen vorüber und eilten, die Augen nur auf die erhellten Barackenfenster gerichtet, weiter.

Im Lazarett hatte ich nur eine Nacht auf dem Fußboden im Gang schlafen müssen, dann durfte ich zwei Wochen in einem reinen Bett in der Krankenstube

verbringen. Ich denke noch gern an diese Zeit zurück, die eine der glücklichsten meines Lebens war. Mein Körper, der schon seit einem Jahr kein richtiges Bett mehr

kannte, war wie erlöst und ich versank in einen Dauerschlaf von vierundzwanzig Stunden.

Mein Bettnachbar litt an "Pylarga", einer seltsamen Krankheit, bei der man die Haare und Zähne verliert und unter lange anhaltenden Anfällen von Melancholie und außerdem wohl auch noch unter Knochenbrüchen leidet. Jeden Morgen, nach dem Erwachen, warf er seine Bettdecken zurück und wiegte mehrere Minuten lang seine Hoden in der Hand. Als einzige Medizin bekam er große Stücke Margarine, die man ihm außer Weißbrot zum Frühstück brachte. Aber die einmal von Pylarga Befallenen wurden nie wieder vollkommen gesund. Wenn sie aus dem Lazarett entlassen worden waren, brachte man sie gleich in die Baracke, in der die nicht mehr Arbeitsfähigen den ganzen Tag auf ihren Pritschen verbringen durften, wofür sie kleinere Essenrationen bekamen. Im Lager nannte man diese Baracke den "Knochenladen" oder die "Leichenhalle".

Im Lazarett befreundete ich mich mit der Krankenschwester, einer ungewöhnlich aufopferungsvollen und hilfreichen Russin aus Wjatka, die zu zehn Jahren verurteilt worden war, weil ihr Vater sich konterrevolutionär betätigt hatte. Man hatte ihn seit 1937 in völlig von der Außenwelt abgeschlossene Lager eingesperrt, wo er weder schreiben noch Briefe erhalten durfte, und die Tochter wußte nicht, wo, wie und ob er überhaupt noch lebte. Schwester Tamara gab mir Gribojedows gesammelte Werke; sie sind neben Dostojewskis "Totenhaus" die einzigen Bücher gewesen, die ich während meines Lageraufenthaltes gelesen habe.

Nach meiner Rückkehr in die Baracke durfte ich mich noch drei Tage ausruhen und hatte so genügend Zeit, mich auf das Weitere vorzubereiten. Theoretisch gab es für mich drei Möglichkeiten: entweder wurde ich einer Waldarbeiterbrigade zugeteilt oder in ein anderes Lager nach Kargopol geschickt, oder aber, wenn ich beides nicht wollte, mußte ich mich selbst um etwas kümmern.

Die Arbeit im Wald, bei der man vom Morgengrauen bis zur Abenddämmerung manchmal bis an die Hüften im Schnee stehen mußte, ließ sich von einem gesunden jungen Mann wohl bewältigen, aber ich fürchtete mich vor den drei Meilen, die man täglich zum und vom Arbeitsplatz zurücklegen mußte: der Weg führte durch tiefen Wald, in dem es viele Schneelöcher und Wolffanggruben gab.

Meine Beine waren aber im Gefängnis so angeschwollen, daß ich schon das Schlangestehen bei der Essenausgabe kaum aushielt. Aus den Berichten der anderen Gefangenen entnahm ich, daß Jercewo noch das beste der Kargopol-Lager war; in den anderen, besonders im Straflager Alexejewka II.

waren vor allem Polen untergebracht, die langsam dahinsiechten.

Ich folgte dem Rat von Dimka, der mein bester Freund geworden war, und verkaufte meine hohen Offiziersstiefel für 900 g Brot an einen Urka, der als Träger bei der Eisenbahnbrigade arbeitete. Am gleichen Abend noch bekam ich die Antwort: der Lagerkommandant willigte ein, daß ich der 42. Brigade zugeteilt würde und wies mich an, mich bei der Lagerkammer zu melden. Dort bekam ich eine "Bushlat" (eine langärmlige wattierte Weste), ein Paar wattierte Hosen, wasserdichte Handschuhe aus Segeltuch und "Walonkis" (Schuhe, die aus Schaffell, Kuh- und Pferdehaut gemacht waren), alles ganz neu und nur wenig getragen, eine Ausrüstung, wie sie sonst nur die besten **Stachanow-Gefangenen-Brigaden** erhalten.

Ich wußte von Dimka, was mich als Träger bei der Nahrungsmittelzentrale erwartete. Die Arbeit war schwer, denn **an einem durchschnittlichen Zwölfstundentag** mußte man 25 Tonnen Mehl in Säcken, oder 18 Tonnen Roggen ohne Säcke, dreißig Meter weit vom Güterwagen in den Lagerraum tragen; standen aber einmal mehr Güterwagen auf dem Abstellgleis als gewöhnlich, konnte sich die Arbeitszeit auf vierundzwanzig Stunden ausdehnen.

Andererseits aber bot sich einem dort Gelegenheit — da die Lebensmittelzentrale jenseits der Lagerzone lag — Nahrungsmittel zu stehlen. "Du wirst tüchtig schuften", sagte Dimka, "aber du wirst dafür auch gut essen können. Im Walde kannst du dich am Feuer wärmen und vor Hunger sterben. Von Baumrinde kann man sich nicht ernähren, aber hier werde ich des Abends immer Hwoja für dich bereithalten."

Für den Augenblick war ich also gerettet. Auf der oberen Pritsche nahe am Fenster liegend, spähte ich nach der 42. "Internationalen Brigade" aus. Die acht besten der zweihundert Plätze in der Baracke waren von einer Gruppe Urkas belegt, die Kowal, der pockennarbige ukrainische Räuber, dem ich meine Stiefel verkauft hatte, anführte **und deren Mitglieder Kommunisten aus allen europäischen Ländern und ein Chinese waren.**

Am selben Abend, kurz vor Mitternacht, — meist erhob sich Dimka um diese Zeit, um in den Abfalleimern nach Heringsköpfen zu suchen, aus denen er sich am

nächsten Tag eine Suppe kochen konnte — sprang Kowal, der auf dem Bauch auf seiner Pritsche liegend, das Gesicht an die Scheibe gepreßt hatte, plötzlich auf und weckte mit kleinen leisen Püffen seine Gefährten. Gleich darauf versammelten sie sich alle am Fenster, lugten durch einen kleinen Spalt in der gefrorenen Scheibe hinaus, flüsterten miteinander und verließen dann die Baracke. All das hatte kaum länger als eine Minute gedauert, während der ich mit festgeschlos-

senen Augen so getan hatte, als schliefe ich. Danach kehrte wieder tiefe Stille in die Baracke ein.

Kaum hatte der letzte Urka die Tür hinter sich zugemacht, drehte ich mich schnell auf meiner Pritsche um und hauchte an die Scheibe, bis ein kleines Guckloch entstanden war. Hundert Meter von unserer Baracke entfernt, senkte sich der Boden und bildete eine große Kuhle, die sich noch über den Stacheldraht hinaus erstreckte. Die Nachbarbaracken lagen am Rande dieser Kuhle, so daß man sie vom Wachhaus und dem höher gelegenen Teil des Lagers aus nicht sehen konnte. Nur von der Spitze des höchsten Wachturms konnte man die Kuhle überblicken. Stand der Posten dort oben jedoch mit dem Gesicht zum Lager, sah er nur, was vor der Kuhle geschah.

Vom Lazarett her kam eine gut gebaute junge Frau durch das wie ausgestorbene Lager. Sie wollte zur Frauenbaracke, und wenn sie den Weg abkürzen und nicht in die Nähe des äußeren Stacheldrahtes kommen wollte, blieb ihr nichts anderes übrig, als am Rand der Kuhle, unmittelbar an unserer Baracke entlangzugehen. Acht Gestalten verteilten sich schnell hinter den Baracken links von der Kuhle und versperrten so alle Wege. Die junge Frau lief ahnungslos in die Falle, und in der nächtlichen Stille des tief verschneiten Lagers begann nun die Jagd.

Die junge Frau war jetzt zur Hälfte von den Schneehaufen verdeckt, so daß ich nur sehen konnte, daß sie breite Schultern und ein rundes Gesicht hatte. Um den Kopf trug sie ein Tuch, dessen Enden nach hinten flatterten. Plötzlich stürzte eine der Gestalten hinter der Baracke hervor und vertrat ihr den Weg. Sie fuhr erschrocken zurück und stieß einen Schrei aus, der aber im selben Augenblick erstickte. Denn der Urka war auf sie zugesprungen und umspannte mit einer Hand von hinten ihren Hals, während er ihr mit der anderen den Mund zuhielt. Die Frau beugte sich weit nach hinten, hob das linke Bein, trat dem Angreifer in den Magen, packte ihn zu gleicher Zeit mit beiden Händen am Bart und stieß seinen mit einer Pelzmütze bedeckten Kopf mit aller Kraft von sich. Der Mann angelte mit seinem linken Fuß nach ihrem rechten Bein, und gerade als die anderen sieben herzugerannt kamen, fielen sie beide in einen Schneehaufen.

Sie griffen die Frau an Händen und Beinen, schleppten sie, wobei ihr Haar über den Boden schleifte, in die Kuhle hinunter und warfen sie dort auf eine verschneite Bank, etwa fünfundzwanzig Meter von unserer Baracke entfernt. Mit wütenden Tritten versuchte sie den ersten, als er sie einen Augenblick losließ, abzuwehren, aber schon hatte man ihr den Rock über den Kopf gezogen und Kowal drückte mit seiner mächtigen Pratze ihren Kopf auf die

Bank nieder. Der erste klemmte mit dem Knie ihr rechtes Bein gegen die Banklehne, während er sein anderes an ihren linken Schenkel preßte. Zwei Urkas hielten ihre Handgelenke umklammert, und der über ihr liegende riß ihr die Unterwäsche herunter und knöpfte sich in aller Ruhe seine Hose auf. Dann kamen die beiden nächsten an die Reihe; sie fanden kaum noch einen Widerstand. Erst als der vierte die Frau gleichfalls zu vergewaltigen versuchte, gelang es ihr eine Sekunde ihren Kopf zu befreien, und ein kurzer, erstickter Schrei hallte durch die eisige Stille. Eine verschlafene Stimme rief vom nächsten Wachturm: "Aber, Männer, was macht ihr denn da? Schämt ihr euch nicht?"

Die acht zogen die Frau darauf von der Bank und zerrten sie wie eine Stoffpuppe um die Baracke herum zur Latrine. Nach etwa einer Stunde kehrten sieben von ihnen in die Baracke zurück, und ich sah, wie Kowal die Frau zur Frauenbaracke geleitete. Sie stolperte langsam vorwärts; der Kopf hing ihr müde auf die Schulter, sie hatte die Arme auf der Brust verschränkt, und ihr Begleiter hatte seinen starken Arm um ihre Taille gelegt und stützte sie so. Am nächsten Abend kam Marusja in unsere Baracke. Sie hatte blutunterlaufene Stellen im Gesicht, und ihre Augen waren geschwollen; trotzdem sah sie in ihrem bunten Rock und der gestickten weißen Leinenbluse, unter der die mächtigen Brüste sanft schaukelten, recht anziehend aus.

Als wäre nichts geschehen, setzte sie sich auf Kowals Pritsche, mit dem Rücken zu den anderen Urkas, schmiegte sich an ihn an, flüsterte ihm etwas ins Ohr und küßte ihn mit Tränen in den Augen auf seine pockennarbige Wange. Kowal ließ sich das etwas mürrisch gefallen, wobei er verlegen zu seinen Kameraden hinüberblickte. Doch schließlich gab er ihrem Drängen nach, und sie blieb die ganze Nacht bei ihm …. Noch vor Morgengrauen schlich sie sich wieder fort, und er schwankte erschöpft hinter ihr her. Von da an kam sie jeden Abend, und oft sang sie vor dem Dunkelwerden mit kräftiger Stimme in unserer Baracke ukrainische Liebeslieder. Sie wurde Wasserträgerin im Lager, und sie gefiel uns allen mit ihrem breiten, braunen Gesicht und ihrem hellen Haar, das im Winde wehte, wenn sie auf dem Schlitten saß und das Pferd mit lautem Peitschenknallen oder kleinen Püffen in die Flanke antrieb. In den Häusern außerhalb des Lagers, zu denen sie als Kriminelle ohne Bewachung gehen durfte, erbettelte sie sich manchmal lustige

Bilder oder bunte Scherenschnitte, die sie dann abends an die schmutzige Wand neben der Pritsche ihres Geliebten klebte. Aber seit der denkwürdigen nächtlichen Jagd arbeitete die Brigade nicht mehr gut. Kowal war nicht mehr recht bei der Sache. Seine

Beine gaben unter der schweren Last der Säcke nach, er verpaßte wiederholt den Augenblick, wo er beim Entladen der Güterwagen an die Reihe kam, und ein paarmal fiel er sogar von der Laderampe auf die Schienen. Als wir einmal in einer Wachhütte eine kurze Pause machten, bemerkte Wang, der Chinese: "Eins der Pferde in unserer Gruppe sollte ausgewechselt werden." Doch sofort geboten ihm die anderen Urkas mit vorwurfsvollen Blicken Schweigen. Trotzdem flüsterten auch sie öfter untereinander und lachten verächtlich, wenn Kowal sie um eine Zigarette bat. Er hielt sich mehr und mehr für sich allein, aß aus einer besonderen Schüssel, zog nach dem Abendessen meine Offiziersstiefel und ein besticktes ukrainisches Hemd an, legte sich, eine Zigarette rauchend, auf seine Pritsche und lauschte auf das Platschen des letzten Wasserfasses, das am Abend zur Küche gebracht wurde.

Eines Abends, als Marusja und er wie immer eng umschlungen nebeneinander saßen, tippte sie einer der anderen Urkas leicht auf die Schulter und sagte etwas zu ihr. Sie machte sich behutsam aus Kowals Armen frei, wandte sich um und sah den Mann höhnisch an. Dann plötzlich erhob sie sich und spuckte ihm mitten ins Gesicht. Der Urka wich einen Schritt zurück, wischte sich den Speichel mit dem Ärmel ab und holte, zwei Finger der rechten Hand spreizend, zu dem gefürchteten Schlage aus. Aber im gleichen Augenblick sprang Kowal von der Pritsche auf und stürzte auf ihn. Sie rangen miteinander, bis man sie trennte, und sieben Augenpaare blickten Kowal voll drohenden Hasses an. Dann ging er zu der Frau, die zitternd in einer Ecke kauerte, zupfte an seinem zerrissenen Hemd, preßte die Zähne aufeinander und zischte mit einer Stimme, die mir das Blut erstarren ließ: "Leg dich sofort hin, Hexe, und zieh dich aus, oder ich schlage dich tot." Und dann zu seinen Freunden gewandt: "Sie gehört euch, Brüder." Als erster befriedigte der Urka, den sie angespuckt hatte, seine Lust an ihr, und Marusja ließ es willenlos geschehen. Der Kopf hing ihr dabei nach hinten herunter, und ihre großen Augen blickten unablässig auf Kowal, der am Tisch saß, und sie flüsterte leise: "Vergib mir, Timoscha, vergib mir." Aber Kowal nahm keinerlei Notiz davon. Und auch als sie schließlich die Baracke verließ und ihn noch einmal demütig bittend ansah, rührte er sich nicht.

Drei Tage später wurde Marusja auf ihren eigenen Wunsch von Jercewo nach Ostrownoje gebracht. Die acht Urkas schlossen wieder Brüderschaft, und so lange ich im Lager blieb, gab es keine Eifersüchtelei mehr zwischen ihnen. 40 #

3. KAPITEL

ARBEIT

1. Ein Tag wie der andere

41

Um halbfünf morgens wurden die Barackentüren polternd aufgerissen, und in die Stille scholl der laute Ruf: "**Paidjom –** an die Arbeit!" Sofort ging der "**Raswodtschik**", ein Gefangener, der dafür verantwortlich war, daß die Brigaden sich pünktlich an ihre Arbeitsplätze begaben, an den Pritschenreihen entlang und zog alle, die noch schliefen, heftig an den Beinen.

Die Gefangenen räkelten sich, warfen die Mäntel, mit denen sie sich zugedeckt hatten, ab, richteten sich mühsam auf, als könnten sie kaum ein Glied bewegen, und ließen sich dann gleich wieder mit Jammern und Stöhnen zurückfallen. Der "**Dnewalni**", der Barackenälteste, schritt darauf langsam an den Pritschen entlang, wobei er immer wieder monoton flüsterte: "An die Arbeit, Kinder, an die Arbeit."

Er hatte dafür zu sorgen, daß alle Barackeninsassen auf den Beinen waren, ehe die Küche geöffnet wurde, und tat dies auf eine höflich-sanfte Weise. Nicht grob wie der Raswodtschik, sondern so wie es sich für jemanden ziemt, der selbst nicht arbeiten muß, sondern nur andere auf Arbeit schickt und der als Knecht von Sklaven sich nicht die Barschheit jener herausnehmen kann, die als freie Männer das Lager regieren.

In diesen wenigen Minuten nach dem Wecken, da wir bewegungslos auf unseren Pritschen liegen blieben, beteten wir auf unsere besondere Art. Unser Gebet begann gewöhnlich mit Flüchen und Beschwörungen und endete meist mit dem verzweifelten Klageruf: "Oh, was für ein blutiges Leben!", in dem sich alles ausdrückte, was die hier lebendig Begrabenen quälte.

In anderen Ländern und unter anderen Bedingungen beginnt der Tag im Gefängnis mit einem wirklichen Gebet oder wenigstens mit der Gewißheit, daß man dem Ende der Haft wieder um einen Tag näher gerückt ist. Wem sonst alles genommen ist, der lebt verständlicherweise allein von dieser Hoffnung. Den Gefangenen in der Sowjetunion aber hat man selbst diese Hoffnung genommen, denn keiner von ihnen weiß je mit Bestimmtheit, wann er wieder freigelassen wird. Jeder kennt Hunderte von Fällen, in denen die Haftzeit durch einen Federstrich des Sondergerichts der NKWD um zehn

Jahre verlängert worden ist. Nur wer selber schon im Gefängnis gesessen hat, kann die Grausamkeit dieser Tatsache nachfühlen. In den

Andreas Breitenstein in <Neue Züricher Zeitung> 2000

Gustaw Herlings Bericht aus dem Innern des Gulag

"Sag die ganze Wahrheit über uns."

Gustaw Herling ist als Exponent der polnischen Literatur des 20. Jahrhunderts noch immer zu entdecken. Seine vor kurzem in Neuauflage erschienenen autobiographischen Erinnerungen <Welt ohne Erbarmen> (1951) sind in ihrem Klar- und Tiefblick eines der luzidesten Werke, die zum sowjetischen Gulag verfasst wurden.

Das seit einiger Zeit in Teilen übersetzt vorliegende, monumentale <Tagebuch bei Nacht geschrieben> (1971-1996) ist das Dokument eines überzeugten «Kosmo-Polen».

Wie groß mag die Genugtuung gewesen sein, spät noch, als alter Mann, aus dem «Grab» des Exils aufzuerstehen und als Legende seiner selbst heimzukehren? Die Reise nach Polen 1991 - das war sich Gustaw Herling wohl zuvor bewusst - konnte am Ende nichts anderes darstellen als das Eingeständnis der kollektiven Niederlage im persönlichen Triumph.

Kaum ein Ort in Warschau, wo sich der 72-Jährige hätte wiedererkennen können. Der Realsozialismus war nach 1945 nicht die wahre Remedur für das gewesen, was die Nazis an materieller und wirtschaftlicher Zerstörung, an kultureller und seelischer Verwüstung hinterlassen hatten.

Seit Herling 1940 die Grenze zu Litauen überquert hatte, um sich dem polnischen Widerstand im Westen anzuschließen, und dabei in die Fänge des sowjetischen NKWD geraten war, der ihn zu fünf Jahren Lagerhaft verurteilte, war ihm die Freiheit der fernen Heimat höchstes Ziel gewesen. Nach dem vorzeitigen Ende seiner sibirischen Haft 1942 kämpfte Herling dafür zunächst als Soldat der polnischen Exilarmee in Italien, dann nach 1945 als Schriftsteller und politischer Publizist.

1947 war er in Rom an der Gründung des Instytut Literacki sowie der «Kultura» beteiligt. Diese Zeitschrift wird sich unter der Leitung von Jerzy Giedroyc in Paris mit Beiträgern wie Witold Gombrowicz, Czeslaw Milosz, Slawomir Mrozek und Gustaw Herling zum Nabel der polnischen Exilwelt entwickeln.

Italien als Wahlheimat

Nicht erst der Weltkrieg machte den 1919 geborenen Gustaw Herling zum Schriftsteller. 1935 debütiert er als Gymnasiast mit einer Reportage, 1937 veröffentlicht er als Polonistik-Student

erzählerische Arbeiten. 1945 erscheint in Rom der Erstling, eine Essaysammlung über im Krieg umgekommene polnische Schriftsteller. Herling schlägt sich mit journalistischen Arbeiten durch.

1947 zieht er nach London, wo er an der Zeitschrift «Wiadomosci» (Nachrichten) mitwirkt. Nach dem Tod seiner ersten Frau 1952 wechselt er nach München zum Sender Radio Free Europe, um sich 1955 endgültig in Neapel niederzulassen, einer Stadt, die er sich nicht nur emotional und intellektuell, sondern auch literarisch aneignen wird.

Die Heirat mit Benedetto Croces Tochter Lidia besiegelt den Pakt mit der italienischen Wahlheimat. Über Jahrzehnte hinweg ist Herling eine gewichtige intellektuelle Stimme in Publikationen wie «Tempo Presente», «Corriere della Sera», «Il Giornale». Doch wird er seiner Muttersprache nicht untreu. Nach 1956 ist er wieder in der «Kultura» zu lesen, seit Mitte der sechziger Jahre obliegt ihm deren Italien-Berichterstattung.

Die <Welt ohne Erbarmen>, die er im Gulag erfahren hat, lässt Gustaw Herling nicht los. Seine Erinnerungen erscheinen 1951 in London unter dem Titel <A world apart> und erregen hohe Aufmerksamkeit. Der Philosoph Bertrand Russell wertet sie als das «eindrucksvollste und bestgeschriebene» Buch zum Thema überhaupt.

Die deutsche Übersetzung folgt - zeitgleich zur polnischen Ausgabe in England - 1953 im Verlag für Politik und Wirtschaft, Köln. Eine analoge französische Edition wird trotz der Fürsprache von Albert Camus hintertrieben, so dass es 1984 wird, bis das Werk (entdeckt von Jorge Semprun) einen Verleger findet.

1986 und 1987 erfolgen Neuauflagen in England und den USA, 1989 erscheint eine russische Übersetzung. In Deutschland ist es erst 2000 soweit, nachdem Herling zuvor als Prosaist wieder entdeckt worden war. Gleichzeitig erscheint in Auszügen das als opus magnum geltende «Tagebuch bei Nacht geschrieben», eine zwischen Tatsachenfeststellung und Zeitkommentar, Essay und Erzählung schillernde intellektuelle Chronik der Jahre 1971 bis 1996.

#

Es ist nur schwer zu begreifen, warum sich <Welt ohne Erbarmen> so wenig ins Bewusstsein der deutschsprachigen literarischen Öffentlichkeit eingebrannt hat.

Es mag dabei die Dringlichkeit und Nähe der (eigenen) Verbrechen der Shoah eine Rolle gespielt haben, aber auch die verbreitete Abneigung linker Kreise, s**ich die Abgründe des Sowjetsystems bleibend vor Augen zu halten.**

Herlings Buch ist ein Menetekel dessen, was Menschen einander im Namen einer «höheren Menschlichkeit» anzutun vermögen, es ist ein Meisterwerk der Deskription wie der Analyse.

Dem Autor gelingt hier das scheinbar Unmögliche: als direkt Betroffener den inneren Kreis der Lagerhölle mit der Objektivität eines Aussenstehenden zu beschreiben. Das Motto bezeugt die Patenschaft von Dostojewskis <Aufzeichnung aus einem Totenhaus>, die Herling noch im Lager las:

> «Hier war eine besondere Welt, die keiner einzigen anderen glich; hier gab es besondere Gesetze, besondere Tracht, besondere Sitten und Bräuche. Es war ein Totenhaus lebend Begrabener, darinnen ein Leben wie sonst nirgendwo; und auch die Menschen waren hier anders. Eben diesen besonderen Ort will ich nun zu beschreiben versuchen.»

Herlings Leidensweg führt über die Gefängnisse von Witebsk, Leningrad und Wologda ins Lager Jercewo nahe Archangelsk am Weißen Meer, wo er zunächst als Holzfäller und dann als Entlader von Güterzügen unter Hunger und Eiseskälte, unter Übermüdung und unter dem Diktat einer unerfüllbaren Norm körperliche Schwerstarbeit verrichtet.

1940 war Jercewo — als Teil des Lagerkomplexes von Kargopol, in dem etwa 30.000 Gefangene lebten — ein Zentrum der Holzindustrie mit einem Bahnhof, einem Lebensmitteldepot und einem Dorf, in dem die Verwaltung und das Wachpersonal untergebracht waren.

Im nahen Wald boten primitive Hütten, eine Küche sowie eine Lazarettbaracke Platz für rund 600 Gefangene. Jercewo diente zudem als Durchgangsstation für Arbeitssklaven, die in immer neuen Kontingenten aus den Gefängnissen herbeigeschafft wurden, um die vielen Toten in den Außenstellen zu ersetzen. Die meisten, die es dorthin verschlug, fanden keine Wiederkehr. Die Verlegung nach Kolyma, die vor allem Schwache und Kranke traf, vergleicht Herling gar mit der Selektion in die Gaskammern.

Eineinhalb Jahre dauerte Herlings Pein. Seine Rettung war das nach dem deutschen Überfall auf die Sowjetunion 1941 unterzeichnete polnisch-sowjetische Abkommen über eine Amnestie polnischer Gefangener, die er nach sechs Monaten Verschleppung mit einem Hungerstreik erzwang. Ganz auf sich allein gestellt schlug er sich nach der Entlassung durch das Chaos des Rückzugs und der Mobilmachung im russischen Hinterland zu einem polnischen Militärverband durch. Nochmals lag eine Odyssee vor ihm — der abenteuerliche Weg nach Italien über Kasachstan, Persien, den Irak, Palästina, Ägypten.

Herlings «Schuld» wirft ein Schlaglicht auf die stalinistische Paranoia:

> «Man warf mir anfangs zwei Dinge vor: Einmal, dass ich lederne Schaftstiefel trug, was bewies, dass ich Major der polnischen Armee war. (....) Zum anderen, da mein Name in russischen Buchstaben sich als ‹Gerling› las, dass ich ein Verwandter eines bekannten Feldmarschalls der deutschen Luftwaffe sei. Die Anklage lautete also: <polnischer Offizier, im Solde einer Feindmacht>.»

Als solcher lernt Herling in den Gefängnissen nicht nur die sadistische Meute der jugendlichen Kleinverbrecher kennen, die vom Regime als «echte Proletarier, (....) frei von der konterrevolutionären Erbsünde», als Rohmenschenmaterial gehegt werden.

Einblick in höhere Kreise erhält Herling in der Zelle der Generäle, die «sich zu viel um Politik gekümmert» haben. Mögen ihnen bei den Verhören die Knochen gebrochen worden sein, mehr als «die dumpfe Trauer von Männern, die man aus ihrer Lebensarbeit herausgerissen hatte», zeigen sie in ihrer Überzeugung, Opfer eines Irrtums geworden zu sein, nicht. Es ist der Ausbruch des Weltkriegs, der sie vor dem Todesurteil gerettet hat.

Als wollten sie das System im Allerheiligsten treffen, spotten die Verhältnisse unter den Häftlingen der Idee der klassenlosen Gesellschaft. Von Solidarität unter den Schwachen kann kaum die Rede sein: Wie in den deutschen Konzentrationslagern bildete sich auch im Gulag eine Hackordnung aus, in deren Zentrum die gewalttätigen Schwerverbrecher, die «Urkas», standen. Als Erfüllungsgehilfen der Kommandanten waren sie — den «Kapos» vergleichbar — die ungekrönten Herrscher der Lager. Sie übten wichtige Funktionen aus und beurteilten «die Arbeitskraft und die politische Rechtgläubigkeit der Gefangenen».

Die «Urkas» sind ein Hybrid von Anpassung und Widerstand, für das es keine Existenz ausserhalb des Lagers gibt. Sie erweisen sich als Transmissionsriemen des ideologischen Terrors. Ihre Macht geht nicht nur so weit, beim Glücksspiel das Leben anderer Gefangener zu setzen oder straflos neu eingetretene Frauen zu vergewaltigen (die, auf Beschützer angewiesen, den «Unfall» über sich ergehen lassen), es gelingt ihnen gar, im Lager einen Staat im Staat zu errichten: Sie «hielten nächtlicherweile Gericht über die politischen Gefangenen ab und vollstreckten dann sofort Urteile. Kein Wachposten hätte es gewagt, nach Anbruch der Dunkelheit eine Baracke zu betreten, selbst dann nicht, wenn das furchtbare Stöhnen und Schreien der langsam zu Tode gemarterten Politischen im ganzen Lager zu hören war». Dieser Zustand endete erst Ende 1940, als das Militär die Führung der Lager übernahm.

Im Schattenreich

Der Gulag bedeutete Arbeit als legaler Mord. Wer körperlich schwach war und beim Tempo nicht mithielt, hatte keine Aussicht zu überleben. **Selbst die Stärksten, so Herling, ertrugen nicht mehr als zwei Jahre Waldarbeit**. Man kann sich das Schattenreich der Lager nicht düster genug ausmalen.

Ausbeutung verbindet sich mit Entwürdigung: «Entgegen der landläufigen Meinung dient das ganze Zwangsarbeitssystem in Russland (.....) in erster Linie nicht dazu, den Verbrecher zu bestrafen, sondern ihn wirtschaftlich auszubeuten und psychologisch gefügig zu machen.»

Ziel ist die «Vernichtung der Individualität des Gefangenen» — sei es durch Schinderei und Angst, Kälte und Krankheit, Übermüdung, Verwahrlosung und Verstörung.

Ohne jeden Gestus der Empörung gelingt es Herling, den Horror in seinen Facetten aufzuzeigen: das Siechtum der Arbeitsunfähigen in der «Leichenhalle»; die Verzweiflung jener, die sich selbst verstümmeln, um das temporäre Asyl des Lazaretts zu erreichen; die Tortur der Nachtblinden; den Abgrund der Einsamkeit; die Todesgedanken vor dem Einschlafen; das letale Heimweh der Südländer. Das Schlimmste aber ist im Lager die Perspektiv- und Hoffnungslosigkeit.

Als effizienteste Methode des Terrors erscheint nicht die rohe Gewalt, sondern der Hunger. Revolten werden durch Nahrungsentzug im Keim erstickt. Die Grösse und Zusammensetzung der kärglichen Essensration entscheidet über die soziale Abstufung des Lagerproletariats. Für eine unbedeutende Verbesserung der Zuteilung ruinieren die Stärkeren die letzte Gesundheit, wobei die Arbeitsleistung perfiderweise nicht individuell, sondern kollektiv gemessen wird — was die Solidarität unterminiert. Allgegenwärtig sind Streit und Neid, Bosheit und Hass. Nur der kurze

Sommer mit seiner Wärme, seinen Beeren und Pilzen bietet etwas Entlastung und eine kleine Freiheit im «engmaschigen Riesennetz, in dem die Menschen wie Heringe zappelten».

Der Todesarten waren viele. Da gab es den plötzlichen Tod vor Erschöpfung, da das Verdämmern in der Leichenhalle, da auch den Tod durch Erschießung. Eine Art Suizid war es, sich der Demoralisierung zu ergeben und die Form des (wenn auch zur Unkenntlichkeit entstellten) zivilen Alltags zu verlieren. Wer nur noch auf den Pritschen lag, war vom Tod infiziert.

Das Unheimlichste am Sterben im Lager aber war seine Anonymität: «Die Gewissheit, dass niemand jemals von ihrem Tod benachrichtigt würde noch erfahren würde, wo man sie begrub, war eine der größten seelischen Qualen der Gefangenen.»

Galten Tote auf dem Plan nur als erloschene «Energieeinheiten», wurden den Kranken paradoxerweise Augenblicke der Menschlichkeit zuteil. Noch die kleinste humane Erleichterung war im Lager eine Quelle größten Glücks. Zu einem Hochamt der Zivilität gerieten die wenigen Ruhetage im Jahr. Das vergleichsweise luxuriös ausgestattete Lazarett war der Himmel auf Erden (umgekehrt geriet der Weg zurück zum qualvollen Sterben). Hier erwachte der geschundene Körper zu neuem Leben, hier wurde der Gefangene von aufopferungsvollen Krankenschwestern plötzlich wieder als Mensch behandelt.

Hier lockerte sich der Panzer des Zynismus, hier überschwemmten ihn die verdrängten Erinnerungen an das Leben in Würde und Freiheit. Hier aber wurde auch das ganze Ausmaß der eigenen Erniedrigung und Einsamkeit offensichtlich. Gustaw Herling hat im Lazarett eine eigentliche Selbstfindung erfahren, die in ihm den Willen zum inneren Widerstand weckte und damit das Leben rettete:

> «Mit der Auferstehung zerriss alles, was mich mit meinen Mitmenschen verband. Ich vergaß das Lager, die Gefangenen da draußen, ich vergaß meine Familie und meine Freunde, ich dachte nur noch an mich. Und so starb ich, während ich auferstand.»

Eine Farce ersten Ranges ist das «Haus des Wiedersehens», eine herausgeputzte «Baracke an der Grenze zwischen Freiheit und Versklavung», in der Gefangene in Erfüllung ihrer Sehnsucht die Ehefrau empfangen konnten — meist nur um zu erfahren, dass diese sich scheiden lassen wollte. Lakonisch arbeitet Herling die Absurditäten heraus, die einen solchen Besuch begleiteten: **die Logik der Sippenhaftung**; der Nachweis der Frau, dass sie mit einem «Feind des Volkes» nichts mehr verbinde (worauf sich die Frage erhebt, warum sie ihn denn besuchen will); die Herrichtung der Jammergestalten zu Menschen; die dem Gespräch auferlegte «Schweigeverpflichtung» (der Gefangene darf nichts sagen, die Frau nicht fragen); die (sexuelle) Fremdheit nach Jahren der Trennung; das Mitleid der Frau, ohne ganz begreifen, geschweige denn helfen zu können.

Derart drückt sich die Wahrheit dieser Begegnungen einzig im «hilflosen, krampfartigen Weinen» aus, das aus der Baracke dringt. So sehr die Hoffnung auf Besuche vor der Verzweiflung bewahrt, so sehr zerstört der reale Besuch die Illusionen über das Andere des Draußen.

Niederschmetternd ist für Herling in dieser Hinsicht auch die Lektüre von Dostojewskis Gefängnisaufzeichnungen, die den Schluss nahelegen, es gebe zwischen dem Damals und dem Heute eine diabolische Kontinuität: «Die größte Qual (.....) war die unerklärliche Tatsache, dass das

Gesetz der Zeit außer Kraft getreten war — zwischen dem rettungslosen Versinken unserer Vorgänger und unserem eigenen verzweifelten Kampf gab es keine Pause; die alles mit sich reißende Gewalt des Stromes blieb.»

Nachdem ihn alle Strapazen nicht so weit gebracht haben, kommt hier erstmals der Gedanke an Selbstmord auf:

> «Ich wusste damals noch nicht, dass das einzige, wovor man sich in Gefangenschaft mehr hüten muss als vor Hunger und dem physischen Tod, der Zustand des vollen Bewusstseins über die Ausweglosigkeit der Lage ist.»

Es dürften nicht zuletzt die Beobachtungswut und der Wissensdurst gewesen sein, die Herling überleben ließen. Als Pole in vieler Hinsicht ein Außenstehender wurde er da, «wo sich für die unmenschlichen Taten keine menschlichen Motive mehr entdecken lassen», zu einem Medium des letzten Wunsches - erinnert zu werden. «[Es] blicken ihn die qualvoll verzerrten Gesichter seiner toten und vielleicht noch lebenden Leidensgenossen an, und ihre vor Hunger und Kälte blauen Lippen flüstern: **<Sag die ganze Wahrheit über uns, sag, was man aus uns gemacht hat.>»**

Erzählen war im Lager ein Elixier des Überlebens, und so erweist sich <Welt ohne Erbarmen> nicht zuletzt als ein Buch der Freundschaft, des Gesprächs zwischen Zufallsbekannten, der Erinnerung an Menschen, die sonst spurlos im Treibsand der Geschichte versunken wären.

Als Sammlung kommunistischer Lebensläufe, als Denkmal für die namenlosen Opfer des Bolschewismus ist es Danilo Kiš' grandiosem Erzählband <Ein Grabmal für Boris Dawidowitsch> (1976, dt. 1983) vergleichbar. Hier wie dort reihen sich die «Kapitel ein und derselben Geschichte» zu einer Enzyklopädie des Grauens, zu dem sich das sowjetische Menschheitsexperiment auswuchs.

Nur schon die Einzelschicksale lohnen die Lektüre. Es verblüfft nach wie vor, dass sich im Gulag nicht einfach nur Systemgegner, sondern Angehörige der gesamten Sozialistischen Internationale wiederfanden — und zumal solche, die im «Vaterland des Weltproletariats» Schutz vor der tödlichen Verfolgung durch das Hitler-Regime gesucht hatten. Daran, dass diese genauso wie Tausende einfacher Russen auf eine Befreiung durch die deutsche Wehrmacht hofften, kann man den Grad der Verzweiflung ermessen, die im Lager herrschte.

Indes mochten viele überzeugte Kommunisten selbst hier nicht vom rechten Glauben lassen und legten sich immer neue Volten zurecht, um die stalinistischen Säuberungen als logisch und notwendig sowie die eigene Verbannung zwar als gerecht, doch auch als vorübergehend zu betrachten. Uneinsichtigen wiederum prügelte man die Überzeugung eigener Schuld ein, mit fatalen psychischen Folgen. Die «Grosse Umwandlung» als Gehirnwäsche — hier erscheint das System zur Kenntlichkeit entstellt.

Der Preis der Rettung

Mit politischer Intelligenz, psychologischer Meisterschaft und poetischer Sensibilität unternimmt Herling eine Pathologie des Kommunismus, und es ist nicht der Hass, sondern der Wille zum Verstehen, der dem Autor die Feder führt.

«Kann man ohne Mitleid leben?» heisst die Frage, die <Welt ohne Erbarmen> als Bildungsroman im Kern aufwirft, um sie bejahend zu verneinen. Der Preis der Rettung war der unbedingte Egoismus, doch führt der Weg der Entfremdung durch den moralischen Nullpunkt zurück zu einer neuen Solidarität.

Nach der totalitären Pervertierung der Idee des Guten aber kann es für Herling keine Rückkehr zum Humanismus alter Schule geben. Es ist das Bedürfnis zu glauben, das den Menschen immer wieder zur Gewalt verführt, doch ohne Glaube geht es auch nicht. Die Einwilligung ins Kontingente, die Banalität des Guten, die Weisheit des Konkreten — das sind Elemente einer religiös grundierten Ethik, wie sie Herling entwirft. «Ein unendlich weit entferntes Ziel hört auf, ein Ziel zu sein, und wird zur Falle», schreibt er. Oder: «**Es gibt keine abstrakte Freiheit, es gibt nur freie Menschen.»**

Wenn auch keine Schule der Gottlosigkeit, so waren das Lager und die Verbannung für Herling doch eine Schule des Kosmopolitismus oder — einem Wort von Andrzej Bobkowski folgend — «Kosmo-Polismus». Die Distanznahme von der romantisch-konservativen polnischen Nationalmartyrologie bildet den intellektuellen Kern seines Tagebuchs. Herling hat das Exil als Chance der polnischen Kultur begriffen, modern zu werden. Entsprechend spannt das Räsonnement einen Kosmos von vielfältigsten literarischen, geistesgeschichtlichen und kunsthistorischen Bezügen, wobei sich manch pointiertes Urteil findet (etwa Polemisches zu Cioran, Proust oder Brodsky).

Hier wird die Brücke zur polnischen Vorkriegskultur geschlagen, hier wird aber auch die Propaganda Lügen gestraft, dass die Exilliteratur durchweg ein Hort reaktionären Denkens, eine «Brutstätte ethnischer Phobien und religiöser Schreckgespenster» gewesen sei.

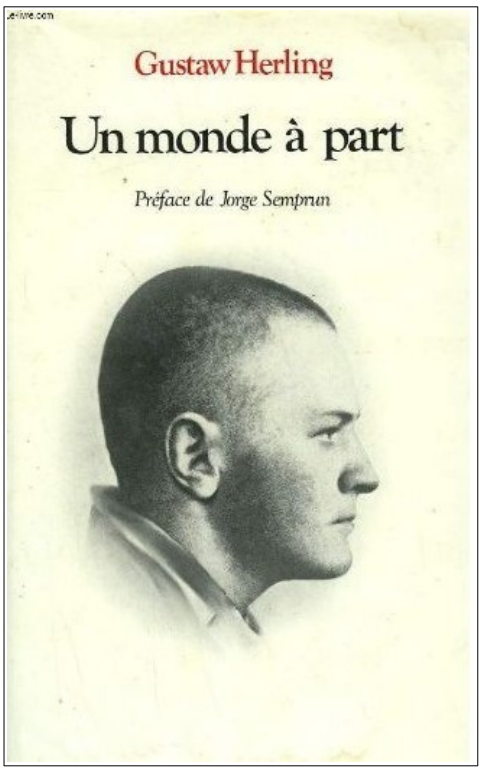
In seinem Antikommunismus ist Herling rigoros geblieben, nach 1989 widersetzte er sich (wie Zbignew Herbert) einer voreiligen Versöhnung, der Tatsache eingedenk, dass «Menschen ihren Mitmenschen dieses Schicksal bereitet haben» (Zofia Nalkowska).

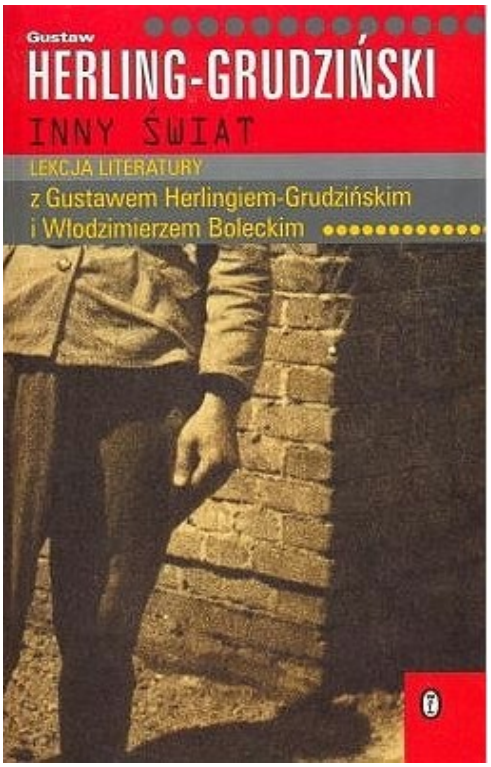
Die Ketten der Gefangenschaft - dies zeigt das Tagebuch -, die immer wieder auf den Totalitarismus in seinen Spielarten zurückkommt, hat er zeitlebens hinter sich hergeschleift.

Das Exil sei eine «Probe der inneren Freiheit, und diese Freiheit (sei) entsetzlich», heißt es bei Czeslaw Milosz.

Jahrzehntelang ließ man osteuropäische Exilschriftsteller wie Gustaw Herling, Josef Škvorecký und Sándor Márai im Glauben, auf dem «Abfallhaufen der Geschichte» gelandet zu sein. Die friedliche Revolution von 1989 hat sie im Herbst ihres Lebens unverhofft zu Avantgarden des Wandels gemacht. Wer von ihren Landsleuten aus Schaden wirklich klug geworden ist, dankt es ihnen überschwänglich: Nicht jeden, der spät kommt, bestraft das Leben. #

#


Gustaw Herling
Un monde à part
Préface de Jorge Semprun


Gustaw
HERLING-GRUDZIŃSKI
INNY ŚWIAT
LEKCJA LITERATURY
z Gustawem Herlingiem-Grudzińskim
i Włodzimierzem Boleckim